J. G. Herders vermischte Schriften.

Fünf und zwanzigster Band.

Dr. Haupt

Wien 1804.
Bei Anton Pichler.

Weinrauch. del. J. Mansfeld. fe.

Achill beträgt sich gegen die Herolde mit einer hohen Mässigung da man ihm seine geliebte Briseis raubet.

Briefe
zu
Beförderung der Humanität.

Herausgegeben
von
J. G. Herder.

Zweyter Theil.

Wien 1804.
Bey Anton Pichler.

BIBLIOTHECA
C... FRATIS
RAB... ...NSIS.

27.

Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde a); könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?

Menschen sind wir allesammt, und tragen sofern die Menschheit an uns, oder wir gehören zur Menschheit. Leider aber hat man in unserer Sprache dem Wort Mensch, und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. „Der Mensch!" b) sagen wir jammernd oder verachtend und glau-

a) S. das Ende des vorigen Briefes.

b) Adelung hat sogar dem verbannenswürdigen Ausdruck „das Mensch" einen langen Artikel einräumen müssen.
A. d. H.

ben einen guten Mann aufs lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen: „es habe ihn die Menschlichkeit übereilet:" Kein Vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt, als wenn man den Namen seiner Stadt oder Landsmannschaft zum Eckelnamen machte. Wir also wollen uns hüten, daß wir zu Beförderung solcher Menschlichkeit keine Briefe schreiben.

Der Name Menschenrechte kann ohne Menschenpflichten nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

So auch Menschenwürde und Menschenliebe. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch seyn wird, hat seinem größesten Theil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden, als verehren. Es soll aber zum Charakter seines Geschlechts, mithin auch zu dessen Werth und Würde gebildet werden. Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial worden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres

Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth seyn: denn eine Angelität im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das

unablässig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildete Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie ihm wenigstens unverfänglich scheinen: denn Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein Ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.

28.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort Humanität in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft auf; der Begriff, den es ausdrückt, noch mehr aber dessen Geschichte scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

So lange der Mensch, dies wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete, und sich dabei mit dem was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der daurenden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften

dieser Begriff dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigesellet ist. Der Mensch ist von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen Othem durchhauchte Leimhütte; sein Leben ist ein Schatte, sein Loos ist Mühe auf Erden.

Schon dieser Begriff führte zur Menschlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben, diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dies Menschengefühl als Pflicht einschärfen, oder als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dies Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: ανϑρωπος ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, Einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen eben so wenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, Vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedaurenden

Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls, wenn er die armen Sterblichen beschreibt,

— Wie sie, gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend; dann aber in Kurzem
Welken und fallen entseelet dahin —

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achills bedauret, die um ihren Gebieter trauren:

— Er sprach im Innern der Seele:
Arme, warum doch gaben wir euch dem Könige Peleus,
Einem Sterblichen, Euch, die niemals altern und sterben?
Wars, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu sehen?
Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist;
Keines von allen, die über der Erde sich regen und athmen. —

In demselben Ton singen ihre lyrische Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen, und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion wars, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllet, und allmälig dies Erbarmen auch auf Feinde verbreitet a). Was Poesie, und Gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu

a) Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner opuscul. academic. vortreflich gezeiget.

A. d. H.

danken, daß in Form so mannichfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei andern Völkern Andre zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und Zeit das sogenannte Bedürfniß des Staats Theils befördert, Theils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß gnug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk, u. f. Wer diese Rechte mit größester Strenge verfolgte, konnte gerecht seyn, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedre, Fremde, Feinde nicht als Römischer Bürger oder Patricier, sondern als Mensch handelte,

der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen a); vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherinn und Gesellinn, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die Humanität zuerst als eine Bezähmerinn harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weiter vererbte: so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name humaniora an den ernsten und schönen Zweck, den die Wissenschaften befördern

a) Ernesti Rede de humanitatis disciplina ist hierüber bekannt. A. d. H.

sollten; diesen wollen wir, da wir menschliche Wissenschaften doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort Humanität, nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen eben so wohl als die Römer.

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit, da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein Pflichtträger, ein Unterthan, ein Vasall, ein Diener a). Wer dies nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienende Menschen zugehörten, waren Uebermenschen. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß Menschenpflicht (homagium) und wer ein freyer Mann seyn wollte, mußte durch den Mann-Rechtsbrief beweisen, daß er kein homo, kein Mensch sey. Wundern Sie sich nun, daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? seiner Abstammung selbst heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, Menniſk', ein Männlein b). Auch Leute, Leut-

a) Daher noch der Ausdruck: er ist ein homo! Du homo! „u. s." A. d. H.

b) Weder Wachter noch Adelung haben diesen Ursprung der Endung im Wort Men-

lein wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet, das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle war Herr und Eigenthümer über Land und Leute; und seine Seckelträger, Canzlisten, Capellane, Vasallen und Clienten waren homines, Menschen oder Menschlein, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen blos das Verhältniß gab, nach welchem sie Ihm angehörten a). Lassen Sie uns ja zum Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen: denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

29.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der

nisk bemerkt; er scheint aber der wahre: denn wenn man das Wort Mensch nach Niedersächsischer, d. i. der alten und ächten Art ausspricht, so heißt es Mensch (Mensk) d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein. A. d. H.

a) S. hierüber Du Fresne Gloſſar. artic. Homo: Homines denariales, chartularii, fiſcales, eccleſiaſtici, de corpore, pertinentes, commendati, caſati, feudales, exercitales, ligii, de manu mortua, de ſuis manibus, de manupaſtu etc.

Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht. Eben in dem, wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon so wenig als von der Menschheit selbst lossagen. Dies ist das wahre studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortreflich vorgegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig: seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette; sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist Theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eigne Handlungen soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierinn ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er constituiret sich selbst; er constituirt mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater;

Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrschet, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich? und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen Betrachtungen über sich selbst mehr als in seiner Statue vor dem Capitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlecht sanftmüthiggroß gebietet.

Mark-Antonin über sich selbst.

„Von Apollonius habe ich gelernt, frey zu seyn, und ohne Wankelmuth unbeweglich; auf nichts anders, auch mit dem kleinsten Seitenblick hinzusehen, als auf die Vernunft; immer Derselbe zu seyn, unter den heftigsten Schmerzen, beim Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie Derselbe Mann sehr strenge und doch auch nachgebend seyn könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhaftet werde, noch solche Gefühllos zurückweisen dürfe."

„Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfing das Muster einer väterlichen Hausverwaltung, und den Sinn, nach der Natur zu leben. Ich lernte, ernst seyn ohne Steifheit, mich in Freunde schicken ohne Laune, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich, was Gefälligkeit gegen Jedermann sey: denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu eben der Zeit bei allen in Achtung.“

„Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea, Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen: ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freyheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweiset. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, gutthätig seyn auf die beste reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen, und auf die Liebe der Freunde trauen; es ihnen gestehen, worinn man mit ihnen unzufrieden sey; was man wolle oder nicht wolle, sie nicht errathen lassen, sondern es ihnen klar sagen.“

„Haben wir den Verstand mit einander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses: so ist uns auch die Vernunft gemein, die vorschreibt, was wir zu thun und nicht zu thun haben. Ist dies, so haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an Einem gemeinschaftlichen Staate Theil. Dieser Staat ist die Welt: denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht Theil nehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe Gesetzgebende Vernunft: denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irrdische an mir, das Feuchte, das Luftige, das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt, und dahin gehöret: so muß auch der Verstand irgend woher seyn und dazu gehören."

„Was Dir füglich ist, o Weltall, ist auch mir bequem. Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät, was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was Deine Horen mir bringen. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück. Wenn jener sagte: o du geliebte Cecrops-Stadt, sollte

ich nicht sagen: o du geliebte Gottes-Stadt!"

„Der Geist des Weltalls ist ein Gemeinheit-Stifter. Das Schlechtere hat er des Bessern wegen hervorgebracht, das Bessere harmonisch zu einander geordnet. Du siehest, wie er unter- wie er zusammenordnete, wie er jedem Dinge nach Würde das seinige zutheilte, und die edelsten Wesen zum einstimmigen Wohlwollen, zum Gleichsinn gegen einander verknüpft hat."

„Stehest du des Morgens ungern auf, so ermuntere dich mit dem Gedanken: ich erwache zum Werk des Menschen! Sollte ich mit Unwillen dran gehen. Das zu thun, deßhalb ich gebohren, dazu ich in die Welt kommen bin? „Die Ruhe ist aber angenehm." Bist du zum Genießen gebohren? oder nicht vielmehr zum Thun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Platze mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenberuf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem, was deine Natur von dir fodert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur, und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung dersel-

ben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schätzest deine Menschennatur geringer, als der Drechsler die Drehekunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Ehrsüchtige ein wenig Ehre. Scheinen Dir Arbeiten zum gemeinen Wohlseyn zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?"

„Siehe zu, daß du nicht verkaisert werdest: nimm die Tinctur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach, gut, unverfälscht, ernsthaft, Prachtlos, Rechtliebend, Gottverehrend, sanftmüthig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohlanständigen Werk. Kämpfe, daß du Der bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehre die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irrdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke."

„Glaube nicht, daß wenn dir etwas schwer dünkt, es dem Menschen unmöglich sey; und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich."

„Gegen unvernünftige Thiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden Vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als einer, der Vernunft hat, großmüthig und frey. Ge-

gen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, geselliger Vernunft.“

„Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie.“

„Fange endlich einmal an ein Mensch zu seyn; hüte dich aber eben so wohl, den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft; beides ist schädlich.“

„Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu thun, als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen, was ihm Gott anweiset.“

„Mensch! Du warest in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich, daß du es nur fünf Jahre lang warest? Was nach Gesetzen geschieht, thut Niemandem unrecht. Was ist denn Schreckliches darinn, daß dich nicht ein Tyrann, noch ein ungerechter Richter sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. — „Aber die fünf Acte des Stücks sind von mir noch nicht geendet; sondern nur drei. „Wohl! Im Leben sind drei Acte auch ein Stück. Was

ein Ganzes seyn soll, bestimmet der, der einst Compositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh' also zufrieden fort; auch Er entläßt dich zufrieden."

— So spricht Mark-Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: „Heiliger bitte für uns; sondern: menschlicher Kaiser, sey uns ein Muster."

30.

Wer vermag die Würde von solchen Dingen, dem Geiste
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? Und wer hat
Kraft im Busen, und Worte der Zunge, zu strömen ein Loblied
Jenem vortreflichen Mann, der solche Schätze der Wahrheit,
Die sich sein Herz erworben, uns zum Geschenke gelassen?
Möcht' es auch einer wagen, von sterblichem Blute gebohren?
Wenn der Dinge Gewicht, die sein hoher Geist uns entdeckt hat,
Ihren vortreflichen Werth wir bedenken, so war er ein Gott uns,

Ja ein Gott wars, ruhmvoller Memmius! welcher zuerst uns
Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeiget, den jetzt wir
Weisheit nennen; und der, durch ihre Hülfe, das Leben
Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden Fluthen gerettet,
Und in den friedlichen Port, in klares Licht es gestellt hat.
Nimm die Erfindungen andrer, die man für göttlich erkannt hat;
Ceres pflanzte die Aehren; es lehrte die Sterblichen Bacchus
Den gekelterten Most aus der Rebe drücken; da dennoch
Ohne Gebrauch von diesen Dingen das Leben bestehn mag,
Wie mans an Völkern ersieht, die jetzt noch ihrer entbehren.
Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein Glück dir,
Denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum scheint er ein Gott uns,
Und mit mehrerem Recht als jene, von dem in die Herzen

Aller Völker so süßer Trost für das Leben geflossen.
Sollte dir aber dünken, es gingen des Herkules Thaten
Diesen weit noch voran, so würdest du gröber dich irren:
Denn was hat des Nemäischen Löwen gefürchteter Rachen
Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des arkadischen Keilers?
Was aus Kreta der Stier? was des lernäischen Sumpfes
Giftige Pest, die Hydra, mit zischenden Nattern umgürtet?
Was kann die Riesenbrust des dreifachen Geryon, was die
Rosse, die Flammen schnauben, die über Thraciens Felder
Auf die Bistonischen Fluren und auf die Fruchtreichen Saaten,
Wo sich Ismarus hebt, Tod brachten und wildes Verderben?
Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene Krallen
Uns noch fürchterlich werden? wodurch der hesperische Drache,

Der um den Baum gewunden in ungeheuren
Kreisen,
Tod aus den Augen blitzend, die goldenen Aep-
fel bewachet?
Was möcht' dieser uns schaden an seiner at-
lantischen Küste,
An dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von
uns den Fuß hin-
Setzet, das der Barbar selbst zu betreten sich
scheuet.
Also verhält es sich auch mit den übrigen
Abentheuern
Hätte sie keiner bestanden, wer möchte sie jetzt
noch bestehen?
Niemand, wie ich glaube. Was sollten sie
Schaden uns bringen?
Noch ist voll die Welt von Ungeheuern, es
herrschet
Noch in den Thälern, den Wäldern, den tiefen
Klüften der Berge
Raubbegierige Wut; allein was gehet sie uns
an?
Aber welche Gefahr, und welche tödten-
de Zwietracht
Schleicht sich in eine Brust, die von Leiden-
schaften nicht rein ist!

Wie zerfleischen das Herz die ängstlichen, schar-
fen Begierden!
Wie zernaget die Sorge den Menschen! wie
quälet die Furcht ihn!
Welche Verwüstungen richtet der Stolz nicht
an, und die Geilheit,
Und der Uebermuth, das Prassen, die niedrige
Faulheit!
Alles dieses hat Er, mit Waffen nicht,
aber mit Worten,
Tief aus dem Herzen hinweggeräumet und sel-
ber gebändigt;
Und ihm gebührete nicht der Dank, der Göt-
tern gebühret?
Ihm, dem Manne, der selbst mit Götterzun-
ge von ihnen
Oft gesprochen und ganz der Dinge Natur uns
enthüllt hat.
Auf die Spuren von seinem Pfade tret'
ich —

So pries ein Römischer Dichter, Lukrez, Einen seiner Lieblinge der Vorwelt, und er hat mehrere derselben als Genien unsres Geschlechts, als Götter und Sterne an den Himmel gesetzt, weil sie Lebensweisheit und Humanität unter den Menschen gegründet oder beför-

dert haben. Keiner seiner edeln Mitbürger ist ihm hiebei in Wort und That nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber seine Sermonen und sogenannte Satyren sind feine Bearbeitungen der Menschheit; sie haben alle, wenigstens mittelbar, zum Zweck, einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Person, dieser Stände nach dem Richtmaas des Wahren und Guten, des Anständigen und Schönen zu ordnen. Persius, Juvenal, Lucan und andre wirken dahin, jeder nach seiner Weise; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten Druck der Menschenliebe. Unmöglich ists, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieser Heiligthümer aufgeschlossen wird, sein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es ist, als ob jenen großen Autoren die Menschheit reiner vorstand, oder als ob sie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Gestalt lebhafter anzuerkennen, stärker und reiner zu schildern; wozu denn, nebst vielem andern, auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den sie sich von Poesie machten.

Doch nicht bei Poesie allein blieb diese Bildung stehen; Trotz alles Harten und Drückenden zeigt sie sich auch in der Römischen Geschichte. Man lese im Cornelius des Atticus, in Sallust Catilina's, in Tacitus Agrikola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen seiner dunkeln Härte so berüchtigten Tacitus; und man müßte ein entschiedner Barbar seyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beschreibt die Gräuelvollsten Zeiten, die lasterhaftsten Charaktere; er deckt einen Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man schaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemählde solcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht gestellt hätte, dahin es gehöret! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenschen weiter heissen; gegentheils jede unterdrückte Sprosse des Guten, die sich auf diesem abscheulichen Boden zeigte, alle sind von ihm, wenn auch nur mit Einem Wort, in Einem Zuge, dem unpartheiischen Mit- oder Gegengefühl nahe gebracht; sie stehen auf ewig in der Classe menschlicher, halb- und unmenschlicher Wesen, wo sie stehen sollten. Wer uns keine Umschreibung, sondern eine Ue-

bersetzung dieses Geschichtschreibers ganz in seinen Umrissen, in seiner Physiognomie gäbe, könnte nicht anders, als den Sinn der Menschheit auch für unsre Zeit tausendfach erwecken und bilden.

Lassen Sie uns also glauben, daß Jung und Alt in beiden Geschlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geist lieset, nicht anders als zur Humanität bearbeitet werden könne. Die barbarische Rinde des Herkommens, die uns von aussen angesetzt ist, muß einigermaaßen gebrochen werden, wenn wir andre Menschen zu einer andern äußerst verderbten Zeit männlicher denken, würdiger sprechen hören. Wir werden, aus unserm Todesschlafe geweckt, und lernen in strengern Umrissen kennen:

Quid ſumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
quis datus, aut metæ quam mollis flexus, &
unde,
quis modus argento, quid fas optare, quid aſper
utile nummus habet, patriæ cariſque propinquis
quantum elargiri deceat, quem te Deus eſſe
iuſſit & humana qua parte locatus es in re —
Diſcite, o miſeri, & cauſſas cognoſcite rerum.

31.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leyer aus Thieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst ihrer Musen. Ich bin weit entfernt, die Griechischen Sitten und Verfassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das

emollit mores nec ſinit eſſe feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingepräget, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger Griechischen Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß wenn in spätern Zeiten bei irgend einem Schriftsteller, er sey Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classi-

sche Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die Griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ists auch, Weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlichtvorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn mans zu finden weiß, oft mehr als unsre verworrenste Deductionen, die Probleme neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der Griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt, und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgetheilet. So lange uns also die Griechen nicht geraubt, und da sie bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer

entronnen sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit Griechischer und Römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Uebersetzung, eine wahre Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des grossen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsre und die zukünftige Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte.

32.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes:

1. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unsres Geschlechts, das wir gewöhnlicher Weise Menschlichkeit nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ziert es den Menschen allerdings; da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhafte, schnelle Versetzung in den Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Verei-

nigung ähnlicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück, als Gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz andrer, oder gar eigner Art sey, erbittert Jeden, und ziehet dem Uebermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer, und ungebildet bleibt, daß Jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So nothwendig indessen eine menschliche Lindigkeit und Milde gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt: so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschlaffen, und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine Nachsicht ohne Einsicht der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehrt.

2. Auch ist Humanität Ihnen nicht bloß jene leichte Geselligkeit, ein sanftes Zuvorkommen im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjectiv betrachtet,

3. Ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommung desselben, dies ist das Objekt, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirket. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll: so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müssig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen Theil nehmen, und seinen Theil Vernunft, sein Pensum Thätigkeit mit guten Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

4. Zum Besten der gesammten Menschheit kann niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was Wir seyn sollten, und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da was wir werden sol-

len, wir nicht anders als durch uns und andre, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können: so wird nothwendig unsre Humanität mit der Humanität andrer Eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Uebungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dessen befleißigt euch, sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben, als uns zu humanisiren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fodert, nach der unser Bedürfniß strebet. Daß die Wissenschaften, die man humaniora nennt, zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Putz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch, den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dies nicht also. Vollends Künste und Wissenschaften, die den angebohrnen Stolz, die freche Anmaaßung, das blinde Vorurtheil, die Unvernunft und Unsittlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönen,

sollte man brutalisirende Künste und Wissenschaften nennen, werth von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Thierheit ruhe.

Es freuet mich, daß Sie den Dichter, der den unmenschlichen Achill besang, aus der Reihe humanisirender Weisen nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen seyn. Das Gemüth läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes, als dieser Name saget.“

Nachschrift.

Fragment eines Gespräches des Lords Shaftesbury.

Theokles. Kann eine Freundschaft so heroisch seyn, als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt und gegen unser Vaterland für nichts? Oder glauben Sie, daß die besondre Freundschaft ohne solche erweiterte Neigung und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles. Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie Jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig Großes und Liebenswürdiges an dem menschlichen Geschlecht, und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th. Rechnen Sie den Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

Ph. Ohne Zweifel; sie sind ja die vornehmsten.

Th. Gesetzt also der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohlthäter, würde dies jenen von seiner Dankbarkeit lossprechen?

Ph. Nicht im geringsten.

Th. Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph. Mich dünkt vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen, wenigstens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th. Und was die Güte betrift, sagen Sie mir, mein Freund, sollen wir denn blos denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einen guten Vater, Kinder oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht vielmehr, einen Vater bloß weil er Vater, einem Kinde bloß weil es Kind ist, Gutes zu thun? Und so in jedem Verhältniß des menschlichen Lebens.

Ph. Ich glaube, das letzte ist das richtigste.

Th. O Philokles! Bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht der menschlichen Gebrechen wegen verwarfen, und den großen Haufen seines elenden Zustandes wegen verachteten. Sehen Sie nun, ob diese Gesinnung mit der Menschlichkeit bestehen kann, die Sie sonst so hoch schätzen und ausüben. Wo kann Edel-

muth statt finden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen: wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen werden wir treu und dankbar seyn, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entspringt? Können Sie, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlichguten Temperament Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens selbst aufsuchen und wo es in Ihrer Macht steht, selbst Unbekannten dienen; kann es auch in fremden Ländern, oder, wenns Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste Art zu helfen, zu rathen, beizustehen; und sollte Ihr Vaterland oder was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als Einer von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? —

Ph. Ich befürchte, daß ich auf diese Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen eine einzelne Person kann ich so ziemlich fassen; aber diese zusammengesetzte, allgemeine Art von Liebe, (ich gestehe es, Theokles,) ist mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein sinnliches Bild habe.

Th. Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben, als auf diese Art? War Palämons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermochte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft voranging?

Ph. Ich kann dies nicht läugnen; und jetzt, dünkt mich, verstehe ich Ihr Geheimniß, und begreife wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals, als ich Palämon zu lieben anfing, mich genöthiget sah, mir eine Art von materiellem Gegenstande zu bilden und immer ein solches Bild im Kopf hatte, so oft ich an ihn dachte; eben so muß ichs in diesem Falle zu machen suchen —

Th. Mich dünkt, Sie könnten immer so viel Gefälligkeit gegen das menschliche Geschlecht haben, als gegen die alten Römer, in wel-

che Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der Genius des Volks genannt.

Ph. Wäre mirs möglich, meiner Seele ein solches Bild einzudrücken, es möchte nun das menschliche Geschlecht oder die Natur bedeuten, so würde das vermuthlich auf mich wirken, und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde; wenn Sie mich überreden könnten, zu glauben, dieser Genius sey nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig sie zu erwiedern —

Th. Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Strahlen den Gipfel jenes Hügels vergoldet, dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe nachspüren, erst den Genius des Orts anrufen, und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen, fernen Anblicks des höchsten Genius und der ersten Urschönheit gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken, nur Einmal diese zu sehen; so stehe ich dafür,

alle jene widrige Züge und Häßlichkeiten sowohl der Natur als des menschlichen Geschlechts werden Augenblicks verschwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden, die ich Ihnen wünsche.

*
* *

So weit dies Gespräch. Wie Theokles seinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortreflichen Rhapsodie: die Moralisten beim edeln Shaftesburi selbst lesen *).

33.

Mit Recht nennen Sie Shaftesburi einen edeln Schriftsteller; ob ihn gleich hie und da, sein Stand, ich möchte sagen, seine Lordschaft übereilte. Sein zuweilen Zwangvoller Styl, manche Spässe, die er sich über die Geistlichkeit erlaubte, sein Einfall, „Witz und Humor zum Prüfstein aller, auch der ern-

*) Meiner Gesinnung nach ist es Eines der schönsten Verdienste Spaldings, daß Er, zu jener Zeit 1745. in seiner Lage uns Shaftesburi's Moralisten bekannt machte. Mehr als dreißig Jahre nachher ist zuerst die Uebersetzung des ganzen Shaftesburi gefolget. Shaftesburi philosophische Werke, Leipzig. 1776—79. A. d. H.

ſteſten Wahrheit zu machen," haben Tadler und Widerleger gnug gefunden; über ſeinen Kunſt-Geſchmack wäre auch Manches zu ſagen. Die beſſere philoſophiſche Seele aber, die in ihm wohnte, ſein honeſtum und decorum in der Moral, hundert feine Bemerkungen über Grundſätze, Sitten, Compoſition und Lebensweiſe ſind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorſtellen, daß ein unbefangener honetter Mann dieſen Schriftſteller ohne innige Achtung aus der Hand legen ſollte; und für Jünglinge wünſchte ich in unſrer Sprache zum überſetzten Shaftesburi eine Zugabe, „wie Shaftesburi zu leſen und was in ihm zu berichtigen ſeyn möchte." Wie Leibnitz, ſo hielten Diderot, Leßing, Mendelsſohn, von dieſem Virtuoſo der Humanität viel; auf die beſten Köpfe unſres Jahrhunderts, auf Männer, die ſich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entſchiedner Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirket.

Und doch, m. F. dünkt mir ſein Syſtem der Moral unzureichend, ſofern es ſich bloß auf das decorum & honeſtum als auf ein Gefühl gründet. Es kommen ſtarke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Geſetz betrachtet,

in ihm vor; im Ganzen aber, scheint mirs, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter allem doch endlich mit der Stoischen Philosophie zum alten Wort Gottes zurückgehen: „Du sollt! du sollt nicht!“ sofern uns dies nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Neulich kam mir ein Lehrgedicht zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sey liebreich mit Vernunft; nur weise Huld ist ächt,
Giebt Jedem was sie soll und kränket keines Recht.
Kein Schimmer äußrer Macht, kein Geld, das Sklaven rühret,
Hält den Gerechten ab, zu thun was ihm gebühret.
Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts.
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,

Hält er dem Fürsten Wort, wie dem der nackend gehet;
Bei ihm ist was du hast so sicher als bei dir,
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Baare,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit! vergeßet Gottes nicht!

Gereitzt durch diese Stelle, schlug ich weiter zurück und fand die Geschichte der Humanität so vorgetragen:

Vernunft, der Gottheit Stral, der rohen Völkern schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus Barbaren,
Gebot den Wilden selbst, Verträge zu bewahren.
Dies hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,
Und rief aus Scythien den Anacharsis vor.

So war der Menschheit Recht der Leitstern alter Weisen;
Doch keiner wagte sich es andern anzupreisen — —
Die Welt verdankt Dirs nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst, sich selbst beschaun zu lernen.
Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit nicht erkannt.
Da fühlte sich Athen, und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagyr, des Epiktets verehren.
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
Der Tugend ächter Freund und Kenner der Natur. —
Verehrungswürdges Rom! groß durch erfochtne Kronen,
Noch größer durch den Geist geprieſ'ner Ciceronen,

O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft Joch
Vorlängst entlediget, ehrt dein Gesetze noch.
Aus Quellen der Natur sind deines Rechtes Lehren
Ursprünglich hergeführt; sie müssen ewig währen!
Die Nacht der Barbarei verfinsterte dies Licht,
Die Welt verwilderte und sah die Tugend nicht.
Ein schwarzes Wunderthier, der Ketzereifer, siegte,
Der Dummheit Tugend hieß und mit der Wahrheit kriegte;
Bis ihr verstärkter Glanz der Welt mehr Einsicht gab;
Da fielen der Vernunft die schweren Fesseln ab.

Der Dichter nennt Baco, Grotius, Puffendorf u. a. mit verdientem Ruhm: er gehet die Pflichten durch, gegen Seele und Leib, gegen Gott und andre. Ueber Irrthum und Unwissenheit, Klugheit und Thorheit, über die Verbindlichkeit zur Wissenschaft und zu allgemeinen Begriffen, über Erfahrung, Vernunft, Geschichte, Fabel, Selbsterkenntniß, als Mittel zu Besserung des Verstandes und Willens, enthält sein Gedicht schöne Stel-

len. Deßgleichen über einzelne Pflichten, die Mäßigkeit, Sittsamkeit, Genügsamkeit, Verbindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in Glück und Unglück, über die Dankbarkeit gegen Gott, das Vertrauen auf die Vorsehung, über gesellige Hülfe, Sanftmuth, Großmuth, Wahrheitliebe, Freygebigkeit u. s.; wobei sowohl die entgegenstehenden Laster, als die Grenzen der Tugend bemerkt oder geschildert werden. Es sind Lehren in ihm, die der Jugend Gedächtnißsprüche werden sollten, indem sie die Grundfesten aller moralischen Wahrheit enthalten: z. B.

Es ward ein gleicher Trieb in aller Herz gelegt,
Und allen Sterblichen die Regel eingeprägt:
Du sollt das Gute thun, du sollt das Böse lassen;
In diesen Götterspruch läßt das Gesetz sich fassen,
Das die Natur uns schrieb. Er hält ein Recht in sich:
Beginne, denke, flieh, begehre, schweige, sprich.

Nicht Erz, das Rost verzehrt, nicht Blätter, die veralten,

Kein Stein hat dies Gesetz der Menschen auf-
behalten!
Der Allmacht Tochter grub mit ewigheller
Schrift,
Es in die Seelen ein, die nie Verwesung trift.
Ein ewiges Gebot, darinn ich wandeln müßte,
Wenn, welches ferne sey! ich auch von Gott
nichts wüßte! —

Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser sich durchaus auf diesem strengen Pfade gehalten hätte. Da er aber das sogenannte System der Vollkommenheiten als Grund der Moral annimmt: so wird sein Gebäude hie und da schwankend. Allerdings vervollkommt uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber müssen wir sie thun, um über Gewinn an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt: Du sollt! nicht: Du wirst! welches bloß eine höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dies schöne Lehrgedicht für ein Manuscript; leider ists seit seiner Bekanntmachung im Jahr 1758. für Viele ein Manuscript geblieben. Es heißt „Lichtwehrs Recht der Vernunft," und scheint unsrer poetischen Welt so veraltet, wie Hallers, Hagedorns, Kästners, Uz, Witt-

hofs, ja überhaupt die Lehrgedichte. Unser Publikum ist jung; es liebt Tändeleien der Jugend.

34.

Die Blätter über die Humanität Homers, die Sie zu sehen wünschen, nehme ich aus einer unvollendeten, größern Schrift, die ihr Verfasser Jonien genannt hat, deren weitern Inhalt ich aber hier nicht zu verrathen habe.

* * *

Ueber die Humanität Homers in seiner Iliade.

Wir kommen allmälich wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Rohheit nicht gnug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesichtspunkt zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wohl gar in Homer selbst Mangel an Bildung, an moralischem Geschmack zu finden und dies unsterbliche Gedicht endlich nur als die „historische Tradition wilder Zeiten" zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungs-

kraft aufnahm und feststellte. So viel Wahres dieser Gesichtspunkt in manchem Betracht zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und sein Weniges gewiß nicht auf die nützlichste Weise. Dazu gehört keine Kunst, hie und da Uebereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigern Stuffe der Cultur leben, zu finden, diese gefundene Aehnlichkeit zu übertreiben, und dabei das Auge vor allem sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Homer unstreitig auf die Composition seines Gedichts gewandt hat.

Bei jeder Kunstcomposition fragt man: wozu hat sie der Künstler componiret? was war dabei seine Idee? und wie setzte er die Theile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodieen die rohe Stimme eines griechischen Barden, der einem rohen Volk Mährchen aus roheren Zeiten vo[illegible]gt, um diese mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu lassen; warum wandte man Jahrtausende hindurch auf ihn so viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinsten Denker, waren unter den Griechen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter nicht

abergläubig und blödsinnig, daß sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel Wesens machten, und einen unreinen Schlam in so viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenschheit oder Halbmenschheit um so gefährlicher festhalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama: „wer spricht dies? wenn? wozu spricht er's? in welchem Charakter handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter auf?" wie? und bei der größesten Composition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was besingt Homer? nicht den Trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten als solche; auch nicht Achilles Geschichte; sondern

Dem Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfere Seelen der Helden zum Orkus hinabstieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achills, er möge gerecht oder ungerecht seyn, nicht unbedingt preisen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter, als eine verderbliche Plage der Götter, die um so bedaurenswürdiger war, weil sie bloß aus einem unseligen Zwist entstand, den sein Held mit dem Könige Agamemnon hatte —

Und wer ist Schuld an diesem Zwiste? Homer eröfnet sein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leser oder Zuhörer im Zweifel lassen kann. Ein Vater, ein Priester Apolls, ein Schonenswürdiger, unantastbarer Greis kommt unter dem Schutz seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der König der Griechen dem flehenden Alten.

Alter! Daß ich dich nie bei den holen Schiffen erblicke!
Treff' ich ferner dich an; es sey, du weilest noch jetzo,
Oder du kehrest ein andermal wieder: so möchte der Goldstab

Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr schützen. Die Tochter
Geb' ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in Argos
Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Webstuhl
Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt diese Antwort allein; sie beleidigt den Gott in seinem Priester und ist wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen; Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die Versammlung zusammen, um die Ursache auszukunden, warum ein Gott auf sie alle jetzt also ergrimmt sey? Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden, als also? Der Hirte der Völker war durch seinen Trotz ihr Verderben worden; sein königliches Herz machte sich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld sey,

noch suchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gerade. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu sprechen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtigsten, dessen Gemüthsart ihm bekannt ist, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schutz; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerst auf den Seher, sogleich nach einer sehr billigen Rede des Achilles auf diesen herfällt. Und da Achill nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber vom stolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden; so entbrennet der Zwist, so folgt die Erbitterung, bei der, (ich wage es zu sagen) Achill auch im wildesten Feuer gerecht bleibet. Pallas erscheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbesonnene Fürst, auch nachdem er Zeit zu besserer Ueberlegung gehabt hatte, sein unbefugtes Machtwort vollführet, und ihm sein Eigenthum, seine geliebte Briseis raubet, beträgt sich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern wie Briseis dahingeht, sehn wir sie

hingehn, und setzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen so herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Leben, ohne seine Schuld, diese öffentliche Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmuth treffen müßte. Mit Freuden sehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Gesänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen; wer ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verlust ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter, nicht mitstreiten. Unmuthig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er sie nicht zum Streit führe. Der übermüthige König allein ists, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahn seines Ruhms, zu zeigen, daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ists, wenn man es nicht sähe, mit welcher moralischen Zartheit Homer dies alles einleitet und beschreibet. Eben dieselbe Mutter des Beleidigten, die den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falschen Traum vom Himmel kommen zu lassen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Trotz, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freylich der alte Nestor

— Und sagte mit Weisheit:
Hätte den Traum von allen Achäern ein andrer erzählet,
Würden wir sagen: du lügst! und ihn unwillig verschmähen
Aber ihn sah der König —

Und sogleich steht der König von seinem Sitz auf, stützet sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter, hat sogar eine herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an Ihn, an seinen Bruder Menelaus, und dessen Weib, Helena zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Persvasion mißräth;

der kluge Ulysses, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Faust, kann sie kaum wieder zu ihren verlassenen Sitzen bringen; wo denn Thersites aufsteht, und Er allein, auf die unschicklichste Art der Sache Achills erwähnet.

So Mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Thersit geschrieben worden; so steht Jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechtste, den Herrlichsten der Häßlichste allein und aufs Niedrigste vertheidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homers, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, indeß alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dies Schweigen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede seyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf, geschweige gegen den König seiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geschont, sondern, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem Donnerbewaffneten Zevs gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Brust und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier sich in der versammleten Heerde
Ausnimmt; unter den Rindern der Erst' und Größte von Ansehn.

Er läßet ihn den tapfersten Kriegern, einem Diomedes sogar, Verweise geben; doch das Alles thut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Nestor mit dem Bekänntniß doch heraus:

— Ich denke noch heute, so wie ich schon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briseis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam entführtest,
Nicht nach unserm Ermessen; ich rieth es mit vielen und starken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeistert,
Kränktest die Ehre des Helden, der selbst von Göttern geehrt war,

Und noch hast du bei dir den Siegslohn, den du ihm raubtest.

Er schlägt zur Aussöhnung Geschenke und schmeichelnde Worte vor; Achilles schlägt sie aus und muß sie ausschlagen; ja wäre Agamemnon selbst in sein Zelt gekommen, er hätte einen bösen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieser Raum seine Wunder der Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber alle dahinausgingen, daß nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erstürmt ward und Hektor, ans Schiff des Protesilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!" — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geschenke, noch eines schlauen Ulysses Reden; Achilles eigner Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklus Thränen verbanden, hemmte die äusserste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklus seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklus diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben gekleidet dastand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel

und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung; und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem Mährchen von der Ate, dem Jupiter gleichstellt. Wie groß dagegen ist Achilles und wie zart! zart in den Klagen um seinen Freund, in den Klagen an seine Mutter; groß in der Versöhnung mit seinem Feinde, in der Anordnung des Begräbnisses seines Freundes,

Laßt Patroklus Gebein, des Menötiaden, uns sammlen,
Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu erkennen.
Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hause des Pluto — —
Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmahl; aber ich wünsch' ihn
Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, so viele von euch mich
Ueberleben — —

Groß endlich in den Kampfspielen, in der Ueberwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

Greis, wie schläfst du so unbekümmert, kein
Uebel befürchtend,
Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt und die
andern Achäer! —

Dies ist das letztemal, da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief steht er unter Achill, in dessen Zelte sein Feind ruhig schläft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohete Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich wie ein Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklus Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war? —

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheil des Ersten zu vergleichen; nach welchem Maasstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja,

dem alten asiatischen Königssitze, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrschte, als in den meisten griechischen Staaten seyn konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande gemäß seyn. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Stral der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Gräuelthaten der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Thore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Dies weissagt ihm seine Mutter, seine weinenden Rosse, der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklus Leben geknüpft; Ein Hügel soll sie decken, und eine goldne Urne beider Asche am Troischen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen, in die Composition Homers an Ruhe, Milde und hohe Ergebenheit bringen, ist unsäglich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben, (μωρον) aus seiner Iliade; und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgend ein zerstörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüths, der Menschenkräfte, sofern er ans Zufällige, ans Unvorgesehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen, und über Achills Rosse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist Seelezerschneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena hast du nicht verschmähet, und beide in das schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen konnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Castor und Pollux; ihr Menelaus, samt Ulyß, sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem

Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns ins Herz;

1. Discit justitiam miseri, et non temnere divos,

welches ich hier so übersetzen möchte:
Lernt, ihr Fürsten, gerecht seyn und treffliche Männer verehren.

Dies lehrt uns mit seinem Uebermuth der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolasie) den Neid, die Schaamlosigkeit und Beifallgebung, die Pralsucht; doch gränzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (μεγαλοψυχια) und edlen Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitliebe. Er ist freigebig und auf eine anständige Art prächtig, höflich in seinem Zelt und bis

zur Schaam bescheiden; dabei gebildeter als alle Griechen: denn er war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmuth sein schwerbeladnes Herz durch Töne. Der wärmste Freund seines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem Gottgeliebten Sohn einer Göttinn und eines Helden zeigt uns Homer μηνιν

2. die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn suchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuths, für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achills eignem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schicksal des Edelzürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punct des menschlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie

manchem größeren Gemüth aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit fürs gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlseyns, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte: er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Göttinn selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungsart unter den Menschen, so unumgänglich sie ist im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer so vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meister sehen, der in die rohesten Dinge Weisheit und Menschlichkeit brachte.

35.

Sohn! Dir werden die siegende Stärke,
nach ihrem Gefallen,
Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme
des Herzens
Stolzaufwallenden Muth: denn gütige Triebe
sind edler.

Diese Lehre läßt Homer den alten Peleus seinem Achilles auf den Zug vor Troja mitge-

ben und die ganze Iliade ist eigentlich ein Lob der Philophrosyne d. i. gefälliger, menschenfreundlicher Gesinnung: Unmuth ist dem Homer eine Plage des Lebens, selbst wenn es ein gerechter, göttlicher Unmuth (μηνις) wäre. Er frißt am Herzen, und naget ab die Blüthe des Lebens; bei den menschlichsten Gesinnungen wird der Gekränkte wider seinen Willen ein Unmensch. Die älteste griechische Philosophie ging dahinaus, das Gemüth der Menschen vor jedem Aeußersten zu bewahren; die älteste Philosophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtschaffenheit, Ruhm und Gesundheit, ein heitereres, frohes Leben führen zu können, stelleten sie als den höchsten Wunsch der Sterblichen dar, und warten vor jedem Uebermaaße, vor jeder zu hart angesessenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers gewesen seyn, da er, sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Wage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegen einander im Streit und in Folgen abwog! Der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er sich die Welt dachte; unbefangen sah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengesetzten Scenen; fröhliche und traurige, ruhige und stürmische

Scenen, und schildert sie, wie dort Vulkan sie hammerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muse den Nebel vom Auge nimmt, gewinnet über die Dinge der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröliche Aussicht.

Wie Achill mit seiner Leyer den Unmuth sich zu zerstreuen suchte: so war es das Amt der lyrischen Dichter der Menschen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu stimmen und es zur Freude, Freundschaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider sind die meisten derselben untergegangen; die übriggebliebenen Reste aber zeigen diese Bestimmung. Pindar selbst, ob er gleich laute Siege besingt, hat so manchen Spruch in seinen Gesängen, der zur Mäßigung im Glück, zum behutsamen Gebrauch des Lebens einladet; so manchen, der dem Unmuthe zuvorzukommen sucht, oder nach Erfahrungen desselben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Des feine Echo der Griechen, (wie Einer unserer Freunde ihn nannte) Horaz thut ein Gleiches. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner wohlgefälligen, einschmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht ist dies aber unmöglich; denn die Meisten seiner Oden sind zu künstlich eingelegte Musivische Arbeit.

Mehrere derselben, wissen Sie, sind nach dem Lateinischen in Musik gesetzt; ich wollte, daß auch aus den für uns nicht ganz brauchbaren Oden alle rein-menschliche Strophen, alle beruhigende, tröstende, aufheiternde Sprüche und Empfindungen latein componirt würden. Stellen aus Virgil deßgleichen. Ich erinnere mich aus Luther, daß ihm einige Worte der sterbenden Dido in der Musik einen unvergeßbaren Eindruck gemacht hatten; wem würden nicht jene ewigen Sprüche der Alten, mit welchen sie im einfachsten, kräftigsten Ausdruck das Menschengemüth stärken, einen nach- und widertönenden Eindruck geben? Durch Musik ist unser Geschlecht humanisirt worden; durch Musik wird es noch humanisiret. Was dem Unmuthigen, dem Lichtlos-Verstockten die Rede nicht sagen darf: sagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dies von Gesängen der Alten gilt, sollte es nicht vielmehr von Sprachen gelten, deren Genius uns vertraulicher und näher Laute des Trostes und der Weisheit zulispelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier schlummern Töne, die, wenn sie durch Musik und Anwendung zur Weisheit

des Lebens würden, Völker und Stände menschlich machen müßten.

Auch in unsern lyrischen Dichtern sind Strophen, die der Sokratischen Schule würdig sind; warum leben sie so wenig im Ohr der Nation? warum schlafen sie mit ihren Erfindern vergessen im Staube? Die Ursache ist leicht zu finden, „weil nur ein so kleiner Theil unsrer Nation cultivirt ist, und bei einem andern die scheinbare Cultur zu einem falschen Schmuck fremder Ueppigkeit geworden ist.“ Wir wollen es uns nicht bergen; man spricht viel von Cultur und Aufklärung; man affectirt und fürchtet sie so gar, vielleicht weil man an sich selbst weiß, daß sie nicht tief gehet, daß sie selten von rechter Art ist. Denn wirklich gebildete Gemüther (in dem Verstande, wie Griechen und Römer dies Wort uns zugebracht haben,) können am Nutzen der ächten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns schnell zu unsrer Materie, zu dem unverfänglichen Wunsch nach Compositionen schöner Stellen aus lateinischen Dichtern zurückkehren. Oft, gar oft, wenn ich geistliche Musiken über lateinische Mönchsworte hörte, regte sich das Verlangen in mir, auch alte

römische Stellen mit solcher Musik begleitet zu hören; und als in Reichardts Todtenfeier auf Friederich nach Lucchesini's Worten als Römische Tugenden, Eine nach der Andern, auf des Unsterblichen Grab auch in Tönen sich zudrängten, ward der Wunsch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus Horaz, (z. B. 1. Ode 7. V. 21 — 32 B. 2. Ode 10. V. 13 — 24.) oder ganze Stücke mit schicklicher Abwechselung, (wie vielleicht B. 1. Ode 9. 24. 26. B. 2. Ode 3. 11. 14. 16. 19. 20. B. 3. Ode 2. 9. 21. B. 4. Ode 7. Epode 7.) würden der Musik nothwendig den eigenthümlichen Schwung geben, der ihr bei unsern verbrauchten Sylbenmaassen zu finden oft schwer wird. Der Hörer würde dadurch gewissermaaßen in die Römische Welt, oder wenigstens in Zeiten seiner Jugend versetzt, in welchen er Horaz zuerst lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieser Dichter! Nicht nur im Leben, sondern auch in der Reihe von Wirkungen, die ihm nach seinem Tode das Schicksal anwies. Die lyrischen Dichter der Griechen sind untergegangen; Er fast allein hat uns mehrere Formen ihrer Gedanken, ihre Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Sylbenmaaße in seinen Nachbildungen geret-

tet; und was damit für ein Schatz gerettet sey, hat die Zeitfolge erwiesen. Die Pindarische Form, die Form der griechischen Schulien und Chöre war und blieb den Sprachen Europa's unanwendbar; in der Horazischen Form erhob sich die Ode, selbst zu einer Zeit, da die Nationalsprachen der Europäischen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern schlossen sich die Geister des Gesanges dem Venusinischen Schwan an, und drückten zuerst in der geliehenen lateinischen Sprache Gesinnungen aus, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig ists, was Balde u. a. Deutsch sangen; wie edler, wo sie das von Horaz geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen Sarbievius, dessen Oden, von Götz u. a. wiederum in unsre Sprache übertragen, immer noch den Römisch-Griechischen Geist athmen. Gehen Sie in diesem Gesichtspunkt die Sammlungen durch, die Gruter u. a. von den lateinischen Dichtern der Italiäner, Gallier, Belgen, Deutschen, Dänen, Schotten, Engländer u. s. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unstreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichsam

den Lauf der Dinge um ihn her; über die Vorurtheile seines Landes, seiner Secte, seines Orden hinausgesetzt, mußte er gleichsam mit dem Römischen Dichter auch Römisch denken. Was späterhin in unsrer Sprache eben auch durch die Horazische Form geweckt und in ihr vorgetragen sey, darf ich Ihnen aus Klopstock, Götz, Uz, Ramler u. a. nicht anführen. Horaz ist Sänger der Humanität gleichsam Vorzugsweise, die Form seiner Gedanken ist das erwählte Lieblingsmaaß der lyrischen Muse worden. O daß wir also schon Stellen, wie solche: Vitae summa breuis — nil desperandum — Tu ne quaesieris — felices ter et amplius — quod si Threicio — linquenda tellus — aequam memento — rebus angustiis — eheu fugaces — tecum vivere amen, tecum obeam libens — in lateinischen Sprache componirt hörten!

Hier Eine von Sarbievs unschätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit.

Die du, höchste Vernunft, weise die Schickung lenkst!
Wie zuweilen der Ernst deiner Verfügungen

Uns ergetzet, ergetzen
So die menschliche Spiele Dich?
Mit freygebiger Hand streuest du Güter aus.
Und wir raffen sie auf, wenn sie gefallen sind,
Wie die Jugend die Nüsse
Mit kurzweiligem Zanke rafft.
Wer jetzt Kronen erhascht, bricht sie; wer Zepter kriegt,
Sieht sie wieder entführt, eh er sie tragen kann.
Welt! so schwankst du, zerrissen
Von den Händen der Mächtigen.
Was das geizige Glück unter die Völker theilt,
Ist ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe Dir!
Mich, indeß sie so zanken,
Mit dir lachen und fröhlich seyn.

36.

Ein zweites Fragment aus der Handschrift Jonien handelt

Von der Humanität Homers in Ansehung des Krieges und der Kriegführenden seiner Iliade. Lassen Sie es jetzt statt meines Briefes gelten.

* * *

Selbst in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger besingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menschlich. Nicht nur, daß er jenen so oft den Thränenreichen, Männerfressenden, verderblichen, harten, bösen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatsachen zu schildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greise, der um seine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß sie die neun Jahre her großentheils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, sie wiederzusehn —

daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu besteigen und

— zu fliehn zum werthen Geburtsland;

so hatte er kaum das Wort gesprochen, als die Versammlung es in freudigem Ernst befolgte:

— Der Staub stieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß sie die Schiff' erreichten und bald ins Wasser sie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die Kriegssatte Schaar wieder in die Versammlung, durch neue dringende Vorstellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch die Plage der Pest gefunden; eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu zeichnen.

— Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäischen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krankheiten, das gewöhnliche Gefolge aller

Kriegsheere sind, und elender metzeln, als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttinn endlich im Busen der Griechen die Streitlust wieder erweckt,

Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlachten sich sehnen,

und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt,

— als vormals
Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen Lande der Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist, um deren willen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden.

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer
Hoffend, das Ende zu sehn des Elendbringenden Krieges.

4. Da dies Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müssen,

von wem läßt sie der Dichter empören? Die Trojer von Mars, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, dich haß' ich am meisten von allen Bewohnern des Himmels:
Denn du findest nur Lust an Zank und Kriegen und Schlachten.
Aehnlich bist du der Mutter am unerträglichen Starrsinn,
Der nie weichet und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern sind

— Das Schrecken, die Furcht, die rastloswütende Zwietracht,
Schwester des Menschenverderbenden Mars und seine Gehülfinn,
Die erst klein sich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt sich
Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde bewandelt;
Diese durcheilte die Heer' und sä'te zu beider Verderben
Streitgier unter sie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunstwerke? Gespenster sinds, die Homer eben deßwegen schreckhaft einführet, weil durch Personen, die in bestimmten Umrissen erscheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war, die er hervorbringen wollte. So scheint er zu andrer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das schrecklichergreifende Todesverhängniß zu personificiren; zu gleichem Endzweck, unsere Begriffe nämlich zu verwirren durch diese unumschriebene Wortlarven. Der Zorn ist ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt sich gleicher Gestalt zwischen Himmel und Erde. — Von allen Künstler-Ideen weggesehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entspringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umschrieben in ihrem Wesen kommt sie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durcheilt Staaten, durcheilt Heere, säet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehlichen Wolken verborgen. Selten wissen die Menschen, weßhalb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger hadern sie: denn von Schritt zu Schritt wächst die unersättliche Eris.

5. Jetzo trafen sie nah' auf Einem Raume zusammen,
Schild und Lanzen begegneten sich und Kräfte der starken
Eisengepanzerten Männer. Es stiessen die bäuchigen Schilde
Wechselnd gegen einander, und ward ein schrecklich Getöse.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger,
Schlagender und Erschlagner; es strömte von Blute die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Theil nach mit diesem Gemetzel beschäftigt: so wird das Menschengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todte läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, so viel er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr trauriges Schicksal. Dieser wird nie mehr zu seinen geliebten Eltern, zu seinen Brüdern, seiner Gattinn, seinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künstler, als einen geschickten, schönen, Gottbegabten Mann; seine Kunst ist dahin, seine

Schönheit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Asche begraben. Jenen hat falsche Hoffnung, eine trügliche Weissagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner. Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie Inschriften zu den Grabmälern der Erschlagenen seyn könnten, wenn arme Kriegserschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hiebei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am meisten den Trojanern schenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Asiat, ein Jonier, ein Mensch, und ich möchte sagen ein Bedaurer des Trojanischen Schicksals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmuth, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künste, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergötzte. Die armen Trojaner sind ihm eine Heerde Schaafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundsgenossen, die am Schicksal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil

nehmen. Uns den inneren Wohlstand Troja's zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt; so die Aeltesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Rührender ist wohl kein Abschied geschildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es ist eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zu viel seyn sollen. Bei dem Dichter spricht sie im Namen aller Trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaiseten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odyssee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf sie bezog. Weder mit der Gräuelthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Andrer unwürdigem Morde hat seine Muse sich befleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser Scenen aus andern soge-

nannten cyklischen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttinn versöhnen und seine geliebte Vaterstadt entsündigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fodert, bis am Skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Scene endet —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in Gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem Menschenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß Jener also einige Tage ruhet, läßet er diesen sein Glück aufs höchste treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet, und dem Tode ein Opfer dasteht. So übertrieb Patroklus seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst Rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksal aller Dreien, der edelsten Männer, ist in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern.

Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten Priamus und alle seine Kinder geehret. Deiphobus ist vom Apoll begeistert, wie keiner im griechischen Heere; selbst Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbniß der Erschlagenen seinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag dies Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung Asiatischer, weicherer Völker, an die laut-weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Troja's Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schicksal voraussahen, sie hatten ein solches Verbot nöthiger als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und fern von den Ihrigen nur ihre Mitstreiter begruben. Um Patroklus Leiche weinen die Grie-

chen, insonderheit die Myrmidonen, am heftigsten Achilles; auch Briseis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklus zum Schein, im Grund' um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit Homers sich in der Weisheit, mit der er über das Schicksal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entstehen, durch Fehler und Leidenschaften der Götter und Menschen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigensinn eines unversöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuscheste, stolzeste Göttinn erröthet nicht, ihre Umarmung zum Netz des Betruges zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmuck an offnem Tage aus der Gattinn eine berückende Buhlerinn zu werden, nur damit Einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf dem Schicksalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Aeußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwo Weiber, für Troja zwei

Männer, wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Parthei zum Ziel gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich von Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der Rathgebenden Fürsten sich zu wiedersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheinet ihm keine, (deren mehrere doch andern erscheinen) wärend der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt D ü n k e l, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volkes gehorchet. Den ältesten Rathgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Gestalt erschienen sey; andre Fürsten schweigen, oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhm. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet; und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, so oft ich von neuem Deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse

eines rohen Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Laster, jede Thorheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderod über die Einfalt in Homer.

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommner zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einen Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verlohren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Witz aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde eben so wohl als Homer darauf gefallen seyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu seyn, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen, und hernach

alle unsre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen.“ —

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagnen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnet, insonderheit wenn er ihn selbst redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals, und die ihnen entgegengesetzten Thorheiten und Laster einstreuet; welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

37.

Leßings Emilia Galoti hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden ja

gesättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterstück muß gesehen, nicht gelesen werden: denn wenn es ist, was es seyn soll, so ist ja eben auf die Vorstellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden, daß wenn Stücke dieser Art, (aber auch keine andre als solche) wöchentlich nur Einmal, auf die leidlich-vollkommenste Weise gegeben würden, und diese Stücke lauter Stände und Situationen unsrer Welt, wie dieses, enthielten, das Publicum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des Diderotschen Theaters bezeugte Leßing diesem Schriftsteller öffentlich seine Dankbarkeit als dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks großen Antheil habe. Denn, fährt er fort, es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." Und setzt sodann weiter den Einfluß ins Licht, den Diderots Stücke, insonderheit sein Hausvater auf das Deutsche Theater gehabt habe.

Sie wissen, wieviel Diderot darauf hielt, daß Stände aufs Theater gebracht werden sollten, und was Leßing in seiner Dramaturgie dabei zu erinnern fand. Natürlich können Stände ohne bestimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung thun; aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß, als der Stand eines Prinzen? Hier hatte also Leßing ein weites Feld, das philosphische Allgemeine, dadurch Aristoteles die Poesie von der nackten Geschichte unterscheidet, als Philosoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in seinem Stande, den Stand in seinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung mit den verschiedensten Personen, Männern und Weibern, mit Künstler und Canzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten, die er jetzt nicht geliebt haben, und einer andern, die jetzt von ihm eben nicht geliebt seyn will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derselben, ja mit sich selbst in Gespräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit, in jeder dieser Situationen eigent=

lich nach dem Ringe zu rennen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, das Prinzliche dabei zu charakterisiren. Niemand wird unverschämt genug seyn, deßhalb das Stück eine Satyre auf die Prinzen zu nennen; denn nur dieser Prinz, ein Italiänischer, junger, eben zu vermählender Prinz ists, der sich diese Späße giebt und bei Marinelli andre zuläßt. Auch ist sein Stand, seine Würde, selbst sein persöhnlicher Charakter in Allem zart gehalten, und mit wahrer Freundlichkeit geschonen. Am Ende des Stücks aber, wenn der Prinz sein verächtliches Werkzeug selbst verachtend von sich weiset, und dabei ausruft: Gott! Gott! ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihrem Freund verstellen?" und die unschuldige Braut dabei im Blut liegt, der Vater, ihr Mörder, sich eben vor diesen Fürsten, als vor seinen Richter stellt, Marinelli, der Unterhändler dieses Gewerbes, sich noch bedenkt, den Dolch aufzuheben; wer ist, dem, wenn in solcher Situation der Vorhang sinkt, nicht noch andre Gedanken, außer dem, den der Prinz sagt, in die Seele strömen? Nothwendig fragt man sich, wie wird das Gericht über den alten Odoardo ablaufen? wie lange wird Marinelli entfernt

seyn? d. i. wie bald wird er, wenn sein Dienst abermals brauchbar ist, wiederkehren? u. s.

Es ist vielleicht das höchste Verdienst der Poesie, insonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art (wenn mir das niedrige Gleichniß erlaubt ist) an dem feinsten Spieße aufs langsamste am Feuer eigner Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzuwenden. In der Seele des Zuschauers werden diese Stände und Charaktere dadurch g a h r, oder, mit einem edleren Ausdruck, g e g r ü n d e t. Man siehet, was an der Figur Ernst oder Scherz, Wort oder That ist; man blickt auf den Grund hinunter, und greift das Beständige oder Unstatthafte ihres Charakters, ihre Versatilität und innere Ehrlichkeit gleichsam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darstellung unerwartet-schrecklicher Königsunfälle und Katastrophen die Urtheile der Menschen zu berichtigen, ihre Grundsätze zu sichern, und das poco piu und poco meno der Leidenschaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuschauer auf ächter Waage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn sie gleich ihren Bogen nicht so scharf spannen und ihre Käule so rasch schwingen kann, als die alte, hat dennoch mit ihr Einerlei Endzweck. Sie spricht

zum innersten Gefühl, zur treuesten Ehrlichkeit des Menschen; die Uebelthat kann sie auch jenseit der Gesetze verfolgen, so wie das Lustspiel die Thorheit auch jenseit der Gesetze straft. Beide sind Sprecherinnen vor dem erhabensten Richterstuhl unsres Geschlechts, vor der Humanität selbst, und ventiliren, bescheinigen und gegenbescheinigen vor ihr auf die schärfste, freieste Weise.

Leßing kannte diesen Proceß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs genaueste; sein Tellheim ist ein von allen Seiten geprüfter, militairischer Charakter; alles, was um ihn steht, was ihm begegnet, sichtet ihn das ganze Stück hindurch moralisch. Wen solche Komödien und Trauerspiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte schwerlich zu bearbeiten seyn.

Man rückt Leßingen vor, daß er die zarteste Weiblichkeit, das über allen Ausdruck Reizende je ne scais quoi des schönen Geschlechts nicht gekannt, und solches eben so wohl in der Emilie, als der Minna, der Recha als der Orsina verfehlt habe. Sie sind, sagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder schwache Geschöpfe. — — Ich kann über diesen Punkt nicht entscheiden. Sollte es aber keinen

Unterschied geben, wie ein weiblicher Charakter im Roman und auf der Bühne erscheinen darf? Das neuere Theater ist bei allen Völkern Europ's, vorzüglich Spaniern und Franzosen, aus romanhaften Erzählungen und Sitten entstanden; sollte es diese nicht ablegen dürfen? ja sollte es sie endlich nicht ablegen müssen, da diese fremde Schminke aus der wirklichen Welt Theils schon verbannet ist, Theils in Manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte diese romantische Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch sey, in diesem Stück getraute ich mir den Charakter der Emilie, Orsina, geschweige der Claudia völlig vertheidigen zu können; ja es bedarf dieser Vertheidigung nicht, da sich hier Alles in der Sphäre eines Prinzen, um seine Person, um seine Liebe, Treue und Affection drehet. Wer kennt die Uebermacht dieses Standes beim schönen Geschlechte nicht? und wer darf es der Emilie in diesen Augenblicken einer solchen Situation verargen, wenn sie den Dolch ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen, (verzeihen Sie das Naturhistorische Gleichniß) fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der

nahen großen glänzenden Schlange; es fühlet denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick — oder ohne Gleichniß, sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen liebenswürdiger Eigenschaften, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vorm Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Fluth. Wie Verstandvoll hat Leßing das Herz der Emilie mit Religion verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen! Wie überlegt läßt er den Prinzen sie am heiligen Ort aufsuchen, sie in der Kapelle vor aller Welt anreden, und stellt die schwache Mutter, den strengen, grollhaften Fürstenfeind, Odoardo neben sie. Ihr Tod ist lehrreich-schrecklich, ohne aber daß dadurch die Handlung des Vaters zum absoluten Muster der Besonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat eben so wohl, als das erschrockene Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verlohren; und eben diese Verwirrung, die Gefahr solcher Charaktere in solcher Nähe wollte der Dichter schildern.

So erlaube ich auch der Orsina, (die nothwendig mit Mäßigung gespielt werden muß) ihre Verhönung des Marinelli, selbst ihre höllische Phantasie im siebenten Auftritte

des vierten Acts. Wenn sie nicht den Mund öfnet, wer soll ihn öffnen? Und sie darfs, die gewesene Gebieterin eines Prinzen, die in seiner Sphäre an Willkühr gewöhnt ist. Als eine Beleidigte, Verachtete muß sie anjetzt übertreiben, und bleibt in der größesten Tollheit die redende Vernunft selbst, ein Meisterwerk der Erfindung.

So auch das Uebereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen, und vor Allem, seine unbescholtene Rechtfertigkeit, Alles veranlaßt, gebilligt, und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt, nichts befohlen, nichts gethan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilie siebenfach das Herz durchboret, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf. Schrecklich! —

Als ich voll dieses Eindrucks nach Hause kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

„Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also aus dem Schauplatze, weit weniger geneigt übels zu thun, als wenn ihm ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

„Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler dringen verstohlner Weise ans Herz, und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen, im Dechant von Killerine, im Cleveland erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und kostet mich Thränen.— Könnte es eine unseligere Kunst geben, als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften

machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reißet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die Hölen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen.

Wie sehr ersprießlich würde es für die Menschen seyn, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhaßt zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen; er muß sich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen: „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?“ — Wird er gehört, so werden gar bald die Mauern unsrer Palläste nicht mehr von Gemählden der schändlichsten Wohllust bedeckt seyn; unsre Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Lasters seyn; und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen.

„Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reissenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.

„Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortreflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am längsten in mir dauert.

„O dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst gebohren sind, und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen festen Tritt verweigern fühlen.“ —

33.

Als Swift über Gullivers Reisen brütete, schrieb er an Pope: „ich habe ganze Nationen, ganze Professionen und Zünfte immer gehasset; meine Liebe gehet nur auf einzelne Personen. Z. B. ich hasse die Zunft der Rechtsgelehrten, aber ich liebe den Rath N. den Richter N. N. So habe ichs, (von meiner eignen Profession nichts zu sagen) mit den Aerzten, mit den Soldaten, den Engländern, Schotten, Franzosen u. s. Vornehmlich aber hasse und verabscheue ich das Geschöpf, der Mensch genannt, obschon ich den Johann, den Peter, Thomas u. s. von Herzen liebe. An dieses System habe ich mich (unter uns gesagt) nun viele Jahre her gehalten, und werde mich immer daran halten. Ich habe Materialien zu einer Abhandlung gesammlet, welche zeigen soll, daß man den Menschen unrecht durch ein vernünftiges Thier definirt, und daß man bloß ein Vernunftfähiges Thier setzen sollte. Auf dies starke und feste Fundament der Misanthropie, (wie wohl nicht nach Timons Manier) gründet sich das ganze Gebäude meiner Reisen; und ich werde nimmer ruhig seyn, bis alle ehrliche Leute hierüber meiner Meinung sind. Die Sache ist so klar, daß sie keinen

Widerspruch leidet; ja ich will Hundert gegen Eins setzen, daß Sie und ich in dem Puncte übereinstimmen."

Diese Uebereinstimmung war ein freundschaftlicher Wahn, oder ein Compliment, das der von seiner Meinung durchdrungene Swift sich selbst machte. Pope schien ihm Recht zu geben, äußerte aber zugleich, daß er Maximen schreiben wollte, die Rochefoucaults Grundsätzen insgesammt entgegengesetzt wären; wogegen Swift in noch härteren Ausdrücken den Rochefoucault, als seinen Liebling, in welchem er seinen ganzen Character gefunden, heftig in Schutz nimmt.

Bei Swift nämlich war diese Menschenfeindschaft nicht witzige Laune, sondern ein bittrer Ernst, wie seine Schriften, wie sein Leben es zeiget. Er hatte einen so tiefen Groll gegen die menschliche Gesellschaft gefaßt, daß selbst seine Menschenfreundschaft, seine strenge Sorge für die von der Natur und dem Staat verwahrloseten Unglücklichen sich in dies rauhe Gewand kleidete; er schien ein Zuchtmeister, auch wenn er ein wohlwollender Freund war.

Es hieße, Worte verschwenden, wenn man über das von Swift aufgestellte Paradoxon in der Form disputiren wollte; jeder-

mann siehet, was in ihm wahr oder übertrieben sey.

Eine andre oft aufgeworfene Frage: ob es besser sey, von den Menschen zu gut oder zu schlimm zu denken? d. i. den Menschen zu schmeicheln, oder sie mit Schärfe zu behandeln? führt, wie mich dünkt, ihre Auflösung auch mit sich. Man muß keins von Beiden, und eben hierinn bestehet die Philosophie und Kunst des Lebens. Alle Uebertreibungen sind eben so unwahr, als schädlich; meistens fallen sie auch zusammen und lösen einander auf. Young z. B. der in seiner Schrift über die Originalwerke den armen Swift heftig und in der Gestalt des Menschenfreundes selbst Menschenfeindlich angriff, hat sich gegen das von ihm verehrte Geschlecht eben so versündigt, da er ihm in seinem jezigen Zustande die Würde des Seraphs anschmeicheln, als Swift, da er es zum Yahoo erniedrigen wollte. Jener, um sein System zu verfolgen, ward gezwungen, den Lorenzo zu einem Teufel zu machen, damit der erdichtete Engel in sein Licht träte; dieser mußte seine vernünftigen Pferde mit allen Vollkommenheiten schmücken, die er doch nur im Menschengeschlecht kannte. Dem guten Rousseau ist es in seinen Uebertreibungen

nicht anders gegangen; in der Phantasie, ein Idealist fürs Gute, mußte er in einzelnen Urtheilen und im Betragen des Lebens ein leidendes Kind werden.

Zwischen zwei Aeußersten giebt es keinen andern Weg der Vernunft und Rechtschaffenheit, als die Mittelstraße. Man sage so viel Gutes, man schreibe so viel Böses vom Menschen, als man wolle; lediglich kommts auf den Gebrauch an, den man von beiderlei Urtheilen macht; wie man sie durch thätige Güte, und Weisheit zusammen vereinet.

Das edlere Schauspiel der Griechen hatte zum Zweck, zwischen beiden Extremen eine weise und tugendhafte Mitte im Menschen zu befestigen; o hätten wir Menanders und Philemons Schauspiele! Die übriggebliebenen wenigen Stellen und Sprüche zeigen, daß in ihnen der Mensch von allen Seiten betrachtet und zur Lehre aufgestellet worden, wie es denn auch Terenz, der halbirte Menander klar an den Tag leget:

Sprüche aus Philemon.

Beschwerlich ist ein unverständiger
Zuhörer; vor dir sitzend, tadelt er
Aus Thorheit nie sich selbst. —

Viel leichter, eine Krankheit, als den Gram
ertragen. —

Der Seele Kummer wird durch Rede leicht.

Wer unter uns dort außerhalb der Stadt
Der Menschen Gräber sieht, der sage sich:
Auch Jeder dieser sprach einst zu sich selbst:
„Ich werde, wenn die Zeit kommt, schiffen,
pflanzen,
„Die Mauer brechen und besitzen.“ Jetzt
Besitzen sie ein Grab.

Ihr Götter, welch ein wohlgeartet Thier
Ist eine Schnecke. Kommt auf ihrem Gange
Sie einem bösen Nachbar nah; sie hebt
Ihr Haus und wandert weiter. Darum wohnt
Sie Sorgenlos, weil sie die Bösen immer flieht.

Er ist ein Knecht; hat aber Fleisch und Blut
Wie Du: denn keiner ward durch die Geburt
ein Knecht;
Unglücklich Schicksal macht zum Sklaven nur.

Ein böser Diener wird der Strafe nicht entgehn;
Du aber sey der Strafe Büttel nicht.

Dein Wort, o Freund, hat deine schöne That
Geschmäht; des Reichen That hat Bettlers
Wort vernichtet.
Rühmst du die Gabe selbst, die du dem Freunde gabst,
So warst in Thaten du ein Feldherr, und im
Wort
Ein Mörder. —

Sprich nicht: „das will ich geben.“ Denn
wer spricht,
Der giebt noch nicht und hindert andrer Gaben.

Mit rechter Unterscheidung gib und nimm.

Das kleineste Geschenk, es wird das Größeste,
Wenn du's wohlmeinend giebst.

Den Armen haß' ich, der dem Reichen schenkt;
Er schilt das Glück, die Unersättliche! —

Sei einem Alten, der da fehlt, nicht hart;
Ein alter Baum ist zu verpflanzen schwer.

Im Alter kommt der Reichthum uns zu gut,
Er führt den Alten glücklich an der Hand.

Was grämest du dich, Freund? du weißt es ja,
Daß eben wenn das Glück den Menschen lacht,
Zu jedem Unglück es die Pforte finde.
Auch über Keines Unglück freue dich:
Denn alles mischt und kehrt das Schicksal um.

Nie schilt das Glück. Du weißt, zu böser Zeit
Gehn auch der Götter Sachen selbst nicht wohl.

Gesundheit ist mein erster Wunsch; der zweite
Glück im Geschäft; der dritte Freude; dann
Noch Einer: „keinem je verpflichtet seyn! —"

Erst sieht, bewundert, dann betrachtet man
Und fällt in Hoffnung, und zuletzt in Liebe.

„Sag' an, wie soll ich Gott gedenken mir?"
Daß Er, der alles sieht, unsichtbar sey.

Was machst du, Syra? Wie befindst du dich?"
Kannst du noch also fragen einen Greis?
Ein Greis ist nimmer wohl. Man sagt mit Recht,
Und kann es sagen: „auch der Tod ist gut."

„Was ist es denn? warum will er mich sehn?"
Ists, wie die Kranken, wenn der Schmerz sie quält,

Und sie den Arzt erblicken, besser sind?
So der Betrübte; siehet er den Freund,
Nur neben sich; gleich lindert sich sein Gram.

Auf Erden lebt kein Mensch, nicht Einer lebt,
Der Böses nicht erfuhr, wie? oder noch
Erfahren wird. Nur wer, was ihm begegnet,
Aufs leichtste nimmt, nur der ist weis' und
glücklich.

Erkenne was der Mensch ist, und du wirst
Doch glücklich seyn. Hier hörst du Einen todt;
Dort ist ein anderer gebohren; diese
Gebar nicht, jenem ging es übel; der
Hat Husten; jener weint. Das alles bringt
Die Menschheit mit sich; fliehe nur den Gram.

Viel Unglück ist in vielen Häusern, das,
Wenn man es gut erträgt, uns Gutes bringt.

Der Menschen Viele machen sich das Uebel
Noch größer, als es ist. Dem starb ein Sohn;
Dem eine Mutter; dem, beim Jupiter!
Gar ein Verwandter. Nähm' ers, wie es ist,
So starb ein Mensch. Das ist an sich das Uebel.
Nun aber ruft er aus: „das Leben ist für mich
Kein Leben mehr! Er ist dahin! Ich werd' ihn

Nie wieder sehn!" Er sieht den Unglücksfall
Allein in sich und häuft auf Uebel Uebel.
Wer alles mit Vernunft betrachtet, wie
Es an sich selbst, und nicht für ihn nur sey,
Empfängt das Glück und hält das Unglück fern.

In Traurigkeit sein selbst noch Meister seyn:
Dies ists, was mich erhält und was den Menschen macht.

Wir armen Menschen! Unser Daseyn ist
Ein Leben ohne Leben. Meinungen
Beherrschen uns, seit wir Gesetze fanden,
Der Vor- und Nachwelt Meinungen. Wir suchen
Dem Uebel zu entgehn und finden uns
Zum Uebel Vorwand.

Wer was er sagen soll, nicht saget, der
Ist immer lang und sprächʼ er nur zwei Sylben.
Wer gut sagt, was er saget; ob er viel
Und langʼ auch spräche, der spricht nie zu lang.
Sieh den Homer. Er schrieb viel tausend Worte,
Und wem schrieb er zu viel?

Wenn was wir haben, wir nicht brauchen, und
Was wir nicht haben, suchen; ach so raubt
Das Glück uns Jenes, Dieses wir uns selbst.

Gerecht ist nicht, der niemand Unrecht thut;
Der ists, der Unrecht thun kann und nicht will.
Nicht der, der kleinen Raubes sich enthält;
Der ists, der großen Raub mit Muth verschmäht,
Wenn er ihn haben und behalten kann.
Nicht der ists, der dies alles nur befolgt,
Der ists, der ungeschminkten, reinen Sinns,
Seyn ein Gerechter und nicht scheinen will.

So viele Künste es, o Laches gab;
Kein Lehrer, alle lehrte sie die Zeit.
Nicht Körper nur; es wachsen mit der Zeit
Auch Dinge! —

Endlich den Hauptspruch:

Ανθρωπος ων, τουτ' ισθι, και μεμνησ' αει.
Du bist ein Mensch; das wiß' und denke stets daran.

39.

Neben den Griechen ist schwer zu stehen, und doch haben auch Wir Stücke, die neben ihnen stehen können und dürfen.

Menschentugend.

Die Ohren und die Herzen willig her,

Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sey; ich lehr' es, Menschen, Euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen Eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broten Eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöß' er noch so tief im Thal.

Ihr meine liebe Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen; und sich freun,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen —

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wüteten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Bösen seyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wenn und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest Du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sey König oder Bettler, Du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer seyn? Sey es!
Du wirst dich schämen einst und es bereun.

So unser Gleim in seinem Halladat, oder rothen Buche, dem wir jetzt lieber einen andern Namen geben wollen; es enthält Blätter zum ächten Koran der Menschengüte. Und dieser Lehrer spricht nicht nur, er thut auch also.

40.

Neulich lernt' ich in der Gesellschaft unserer Unsichtbar = sichtbaren a) einen besondern Mann kennen, der sich Realis de Vienna nannte. Er nahm es als Deutscher mit allen Ausländern um den Preis der Wissenschaften und des Verstandes auf, und tadelte mehrere Schriftsteller Deutschlands, daß sie die Ehre ihres Vaterlandes zu sehr verkannt, Fremde zu sehr gelobt, ihnen nachgeahmt, geschmeichelt haben — — Doch Sie sollen seine Behauptungen selbst hören:

„Deutschlands Vorzug bestehet in diesen vier Stücken, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt, und in 900 Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen 4 Meistervölker zusammen in 4000 Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen, Gott habe die Welt durch zwei Völker klug machen wol-

a) Daß dieses keine Schwedenborgsche Geisterversammlung oder eine andre geheime Gesellschaft sey, ist aus dem letzten Briefe des ersten Theils dieser Sammlung klar. Die Sichtbar = unsichtbaren, und Unsichtbar = sichtbaren sind nichts mehr und minder als gedruckte Schriften. A. d. H.

len; vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christo durch die Deutschen. Die Griechische Weisheit kann man das alte Vernunftstestament, die Deutsche das neue nennen."

„Durch zwei Stücke wird vornämlich ein Volk herrlich, durch Ehrliebe und Verstand zusammen; Tapferkeit und alles andre, was dazu hilft, muß durch jene zwei eingerichtet werden; aus ihnen kommt Reichthum und Macht, aus allen mit einander endlich Ruhm, den alle Welt sucht. Die Deutschen sind aus Mangel der Großmüthigkeit und Landesliebe, die übrigen Europäer, (außer den berühmten fünf Hauptvölkern,) aus Mangel der Erfinder und großen Weltweisen zurückgeblieben.

„Verachtung kommt aus Feigheit, Niedertracht oder Dummheit; jede allein kann arm, ohnmächtig und verachtet machen. Verstand aber allein, oder Großmüthigkeit allein machen nicht berühmt; sie müssen zusammen seyn."

„Aus Wahn von der ausländischen Klugheit fließt die Deutsche Niederträchtigkeit; oder ist sie schon in uns, so wird sie gräulich vermehrt und verhärtet. Hierauf folgt die unsinnige Aefferei; hieraus die Verstandes-Verfinsterung, Jugend- und Zeitverlust, die

Schwindelreisen, die Geldverschleuderung und Deutsche Armuth, fremder Nationen Reichthum, ihre Macht, Stolz, Trotz, ihre Verläumdungen und der Deutschen Verachtung, das Mährchen von der Deutschen Dummheit, unsre Betteley, daß wir der Ausländer Lohnsoldaten heissen, stetiges Kriegen und Blutvergießen, da wir auf unsre eigne Unkosten gepeitschet werden, Verlust so vieler Länder und Städte, Verlust der Deutschen Vertraulichkeit, Aufrichtigkeit, Glückseligkeit, mit Vertauschung der hochgeachteten fremden Sitten, Lüderlichkeit und Blindheit. Alles dies hängt an einander am Mährchen von der ausländischen Klugheit und Deutschen Einfalt."

„Dies Mährchen scheuet man sich ins Licht zu setzen wegen der angeerbten sklavischen Niedertracht, wegen Mangel der Wahrheitliebe, Seltenheit des gesunden Urtheils, endlich aus Mangel der Geschichtkenntniß. Man begnügt sich mit Widersprechen, Wehklagen, Seufzen und Betteln: „die Ausländer möchten uns doch mit in ihre Gesellschaft nehmen, wir gehörten auch unter die fünf klugen Jungfern, u. s." Dies beweiset man, statt Erfinder anzuführen, mit Schulmeistern, Pfarrern, Sprachkünstlern und geduldig schwitzendem Volk, welche Fleiß

für Verstand halten; mit Stopplern und Ausziehern, woraus eben die Ausländer unsre Dummheit beweisen wollen. Wir haben nicht einmal das Herz unsre Erfindungen wider die Ausländer zu vertheidigen; sobald sich derselben eine einer zuschreibt, so ists damit aus, sie ist verlohren."

„Was geht mich ein hochbegabt Volk oder der tugendhafteste Mensch der Welt an, wenn er mich schändet? Ich habe die Briefe von seiner Tugend, wenn er mich verläumdet. Tugend muß man zwar auch am Feinde loben, wo es der Wahrheit Ehre fodert; sonst aber muß man von seines Feindes Tugend stillschweigen, sonderlich wo sein Lob uns Schaden bringt. Doch wird ein Tugendhafter hochbegabte Leute nimmer schimpfen."

„Bescheidenheit wird nur gegen ehrliche Leute erfordert; Irrende muß man unterrichten, nicht schimpfen mit harten Worten; Bosheit aber muß mit Beschämung gestraft werden. Unterricht hat da keine Statt. Will man vorsetzliche Bosheit ehrerbietig unterrichten, den Wolf bitten, die Schaafe nicht zu fressen, so wird Bosheit durch die Ehre gestärkt, und andre zu gleicher Bosheit gereizt; bonis nocet, malis qui parcit.

Wie unzeitige Barmherzigkeit der ärgste Grimm ist: so stiftet unzeitige Ehrerbietung weit mehr Unglück als unnöthiger, allzugroßer Zorn. Der Päbstler mörderischer Eifer hat mit Geißeln, Martern, Brennen, die Welt nicht so verderbt, als die heimliche Herrschsucht der bescheidnen Höflichen, der heiligen Heuchler tückische oder dumme Sanftmuth. Wie die abgedroschne Predigt von der Freiheit eine Eitelkeit ist: so ists mit dem Senf der Bescheidenheit ein herber Betrug, daran ein Aufrichtiger sich nicht kehret. Den Betrüger einen Betrüger zu nennen, gehört nicht nur zur Aufrichtigkeit, sondern auch mit zur Freiheit; es ist eine nothwendige Sache."

„Unsre Ehrenretter, wenn sie am eifrigsten sind, werfen den Franzosen die lächerlichsten Kindereien vor, die gar nichts bedeuten. Also, wenn sie ihnen heftig wehe thun, und sie mit Vorhaltung grober Fehler recht demüthigen wollen, so zählen sie her, wie hie und da ein Franzos Wittenberg, Altorf, Rostock nicht gekannt und diese Städte für Personen gehalten. Nun ist zwar der Fehler grob genug; immittelst weil solche Unwissenheit aus Stolz und Verachtung unser herrührt, warum wollen wir damit ihre Dummheit beweisen?

Ihre Sachen wieder verachten, nicht bewundern, anbeten, geschweige für Millionen kaufen, ihnen Urtheil- und Sinnigkeitfehler, Erfindungsmangel und Dieberei vorhalten, war die rechte Rache; diese kann demüthigen. Wie werden wir sie damit demüthigen, woraus sie Ehre suchen, nämlich aus Verachtung der Deutschen Sachen, woran wir selbst Schuld sind, weil wir unsre Sachen selbst verachten."

„Die Ausländer halten's für den ärgsten Spott uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unser hieße, vielweniger werden sie es mit Praleret thun und uns dabei herausstreichen. Nehmen sie etwas von uns an, so thun sie es verstohlen, schämen sich der Annehmung und Nachahmung, und läugnen, daß es unser sey mit Zorn und Gift. Und der Deutschen Ehre soll die Affenkunst der Nachahmung seyn und bleiben?

„Lernen ist eigentlich der Kinder Amt und Eigenschaft; daher Kinder der Strafe unterworfen sind; sie müssen gehorchen. Erwachsnen Leuten ists gar unanständig, lernen sollen, was sie selbst können sollten; weit unanständiger aber ist einem ganzen Volk, einem andern Volk zu gehorchen. Nachahmen gehört entweder zum Lernen oder zur Knechtschaft.

Der Schüler ist allezeit unterm Lehrmeister, der Erfinder hat die Ehre vorm Nachmacher; Erfindung macht Naturherrn, Nachahmung Naturknechte.

„Wenn ein ganz Haus mit allen Hausgenossen alt und jung sich gegen seinen Nachbar so anstellte; der Mann ahmete dem Nachbar, die Frau der Nachbarin, Töchter, Söhne, Knechte, Mägde ahmten den Töchtern, Söhnen, Knechten, Mägden des Nachbars nach, würde nicht die ganze Stadt sagen: das Haus ist voll Narren, die drinn wohnen, sind alle unsinnig? Und trieben sie die Haserei nur aus Unbedachtsamkeit, würden nicht alle Kinder auf der Gasse von diesen tollen Klugen als Nichtswürdigen zu reden wissen? Was würde man aber sprechen, wenn diese Nachahmer den Ersten noch Geld dazu geben, daß sie derselben Narren seyn dürften? Von einem ganzen Lande nun ist es noch niedriger.“ — —

In dem Ton sprach Realis de Vienna weiter. Er zeigte, daß die Nachahmung zumal der Franzosen den Deutschen schädlich und verderblich sey; durch sie versaure und verroste der Verstand, man versuche nichts und verzage an eignen Kräften. Mit Nachahmung seyn die Welsch-Französischen Laster zu uns gekommen.

Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig; ja man müßte den Deutschen auch in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulassen, weil keine Grenze bestimmt werden könne, was? wie viel? wie weit nachzuäffen sey? Der Deutsche sey beim Nachahmen ungeschickt u. f. — Was dünkt Ihnen, zu diesem Autor?

41.

Realis de Vienna ist keine erdichtete Person. Er lebte zu Anfange unsres Jahrhunderts, da die Cultur der höheren Wissenschaften durch Leibnitz auch in Deutschland neuen Platz gewann; zugleich aber hatte sie damals mit dem elendesten Pedantismus der Hof- und Schulhasen (wie Realis sie nennt,) zu streiten. An Höfen blühete eine französische Galanterie, von der wir uns kaum noch einen Begriff machen können; einige Schulpedanten wollten den Hofgecken nachahmen; so entstand die Talandrische, die Menantische, die Weisische Schreibart. Der Verdienstreiche Christian Thomasius selbst konnte sich diesem sinkenden Boden nicht entziehen, und ward in Manchem ein Hofphilosoph, allerdings nicht im besten Geschmack. Die Literargeschichte, die damals auch im Gange war, hinkte dem allge-

meinen Geschmack nach, schmeichelte den Ausländern; der Schall von Ludwig 14. hatte die Welt erfüllet, und in den Deutschen Glokken sausete er in massiverem Ton um so länger nach.

Da erkühnte sich nun dieser Realis de Vienna den Hof- und Schulfüchsen Deutscher Nation entgegen zu sprechen, und schrieb eine

Prüfung des Europäischen Verstandes durch die Weltweise Geschichte.

Er schrieb sie; ich zweifle, daß sie je gedruckt worden. Das Manuscript muß sonderbare Schicksale gehabt haben: denn in der vorliegenden Schrift: „Nachricht von Realis de Vienna Prüfung" werden sonderbare Umstände laut bar. Die Handschrift, (so sagt der Verfasser) sey 21 Jahre umhergegangen, seitdem sie Prof. Adam Rechenberg in Leipzig, (Christian Thomasens Schwager,) dem Buchführer im Jahr 1693 entführet. Dieser habe sie unter seinen Bekannten herumgeschickt, andre auch von dieser Sache zu schreiben angereitzt, endlich sie Reimannen übergeben, der den Kern seiner Literaturgeschichte Deutschlandes ganz, aber äußerst kraftlos und unvollständig aus diesem Werk genommen, und

nur die elenden kindischen Schalen dazu gethan habe. U. s. Auch Kasimirs Kanonik, glaubt er, sey aus seiner sogenannten Vernunfterstattung gezogen u. s.

So anmaassend dies alles klingt, um so mehr verdiente das Werk und die Behauptung des Verfassers Aufmerksamkeit und Prüfung. Was er über Reimanns Geschichte, über Thomasius Hofphilosophie, über den Streit zwischen Leibnitz und Newton, über den Ursprung der Journale, die Sprachenmischerei, über die Nachahmungssucht und Demuth der Deutschen gesagt hat, ist jetzt unser aller Urtheil. Die Zeit hat darüber entschieden, und dieser unbekannte Gabriel Wagner a), (ein Magister der Philosophie aus Quedlinburg, der viele Universitäten besucht hatte und in seinem Leben zu nichts kommen konnte,) ist in mehreren Urtheilen seiner Zeit so mächtig vorgeschritten, daß man es bewundert, wie sehr die Stimme der Wahrheit oft aufgehalten werden könne, und wie langsam die Zeit schleiche. Seine Prüfung des Europäischen Ver-

a) Dies war Realis wahrer Name. In Jöchers Lexicon findet man ihn; die Anzeige der Unternehmungen des Mannes aber ist kaum berühret. A. d. H.

standes, (der Beschreibung nach ein ausführliches Werk,) muß seinem Inhalt nach um so merkwürdiger seyn, da er nicht etwa nur die Hof- und Schulfüchsereien verachtet, sondern auch den reellen Wissenschaften, der Mathematik, Philosophie, den höheren und nützlichen Erfindungen der Völker seine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinet. Wenn also seine unterdrückte Handschrift sich irgendwo noch auffände; (und ich zweifle daran um so weniger, da sie durch viele Hände gegangen ist, und wahrscheinlich mehrere Abschriften veranlaßt hat:) so wäre, mit Auslassung alles dessen, was für uns nicht mehr dienet, eine geläuterte Bekanntmachung derselben zu wünschen. In der Nachricht, die vor mir liegt, wurde das Werk bei Froböſen in Greifswalde liegend angezeigt und jedermann aufgefodert, es mit Verlag oder andrer Hülfe zu befördern; die damaligen Lichter Deutschlands mochten dieser Beförderung nicht hold seyn, und so blieb es begraben. Mir wäre es kein unangenehmes Postpacket, wenn mir eine Fee dies irgendwo gewiß todtliegende Mscr. oder eine Nachricht davon zuschickte.

Denn außer dieser Prüfung des Europäischen Verstandes, gedenkt der Verf. noch einer andern Schrift:

„Geheimstube oder Belledenblätter“

1692. in vier Büchern entworfen, deren Inhalt in Manchem sonderbar genug ist.

A. Die Vernunft-Erstattung, (die Europäer von der Viehheit, Quackerei und Aberglauben wieder zur Menschheit zu bringen und ihnen die fünf Sinne zu erstatten.) Statt der Kapitel zeichne ich bloß einige Grundsätze aus.

1. Es giebt Gewißheit; der Mensch kann viel Wahrheit wissen.

2. Alle Gewißheit und Klarheit kommt aus reinmathematischem Grunde.

3. Zur Wahrheitforschung brauchts keiner ersten allgemeinen Wahrheitquelle, (keines principii primi.)

4. Wahrheit ist heilsamer als Erdichtungen. (Diese Aufgabe, sagt Wagner, mit ihren Beifügungen ziehet ungewöhnliche neue Sätze nach sich, und ist der Grund fast einer neuen Weltweisheit, die den Des-Cartes, Hobbes, Spinoza, Puffendorf, Leibnitz verbessert.)

5. Aus Wahrheit folgt nimmer Unwahrheit; aus dieser nimmer Wahrheit.

6. Alle Unwahrheit kann widerlegt werden, sie sey so subtil sie wolle.

7. Der Wahrheit Thür, Ursprung und Boten sind die Sinne.

8. Es ist nur Eine Vernunft.

9. Vernunft irrt nimmer. Klugheit und Wahrheitfindung entspringen beide aus der Natur, Gütigkeit und Uebung; nicht aus Lehrsätzen und Unterricht. Diese sind ein äußerlich geringer Vortheil und Erleichterung dazu, geben aber weder Wahrheit noch Verstand. Wenn man sie für unentbehrlich ausgiebt, sind sie der Schulfüchserei Merkmal.

10. Der Mensch ist nicht vernünftig, doch nicht ohne Vernunft.

11. Des Menschen Vorzug vorm Vieh ist allein die Vernunftdämmerung.

12. Der Wille beherrscht den Menschen in Allem; die Vernunftdämmerung in nichts.

13. Sinne verführen; Aufrichtigkeit und Vernunftdämmerung sind die innern Mittel zur Wahrheit.

14. Die Natur ist nicht verderbt, nicht Gottes Feindin. Sie ist Gottes Buch, der Vernunftschein Gottes Licht; nach ihnen muß man alles erklären.

15. Aberglaube ist kein Mittel zur Wahrheit.

16. Naturkünste machen aufrichtig; Schulkünste stolz und grausam.

17. Man soll alles, so viel möglich, nach der Natur erklären.

18. Lust zu Natursachen ist ein Merkmal der Großmüthigkeit.

19. Stolz und Dummheit sind aller Laster und alles Unglücks Ursach.

20. Weisheit besteht nicht in Eigennutz; ihr Ziel ist eigentlich allein Wahrheit. (Ob aber Aufrichtigkeit allein mit Wahrheit ohne Nutz zufrieden seyn soll? und ob Wahrheit ohne allen Nutz seyn könne? sey eine andre Frage.)

21. Alle Weisheit beruhet auf vier Wissenschaften; alles andre, was zu selbigen nicht gehört, gehört zur Schulfüchserei.

22. Die Deutschen Handkünste zeigen Verstand; die ausländischen Fleiß, Geduld, Geiz und Stolz.

23. Ein Unchrist ist kein Ungötter. (Atheist.)

24. Viele Leute, insonderheit die Gelehrten merken ihre eigne Bosheit nicht, vielweniger ihre Dummheit.

25. Einer siehet oft mehr als alle Schulen und das ganze Land.

26. Lehre artet den Verstand; den Willen greift sie nicht an.

27. Lehren ist nöthig, auch beim Stoischen Glauben.

28. Der Mathematische Lehrweg ist nicht der beste; der Werkkünstige Lehrweg allein findet die Wahrheit.

29. Sittenlehrige Absichten verderben die Naturkundigung.

30. Die Reisen in barbarische Länder sind nützlicher als in die Hafenländer zu den freundlichen Mördervölkern.

II. Der Naturglaube.

III. Der Schulen Papstthum.

IV. Umbildung der Staatskunst, nach folgenden Grundsätzen.

1. Gegen Natur- und Staatskünste sind alle andre Künste Kinderpossen: die Naturkundigung ist aller andern Künste Meer und Kaiserin.

2. Aeußerliches oder Hofsittenwerk ist Wahnwerk, ein frei willkührlich Werk; was man für schön und häßlich setzt, ist schön und häßlich.

3. Das Mährchen von der Ausländer Klugheit und Deutschen Dummheit ist allein aus der Deutschen Geduld, und der Ausländer Praleret entstanden.

4. Man kann fast sagen, daß weder Liebe, Geld noch Stolz so stark sey, als der Deutschen Geduld und Demuth. Der Gemüths-Unadel löscht in uns die Menschheit, die allgemeine Empfindniß, Selbstliebe und Selbsterhaltung ganz aus.

5. Angenommene Großmüthigkeit würde das ganze Mährchen in zehn Jahren umkehren.

6. Verstandes-Ehre geht über alle Ehre, ist aller andern Ehre Grund, also nicht in den Wind zu schlagen.

7. Eines Volks Ehre hängt großen Theils an seiner Muttersprache; diese ist der Landesehre Fuhrwerk. Ueber sie muß man schärfer halten, über ihre Reinigkeit mehr eifern, als über der zartesten Liebsten Ehre.

8. Mit Landsleuten muß mans, als mit Verwandten seines Geschlechts, nicht genau nehmen; gegen Ausländer alles hoch spannen. U. s.

Ein Wort noch von der Deutschen grandezza, vor welcher der Gegner unsres Realis

seine Landsleute warnen wollte. Realis sagt dagegen:

„Die Deutschen, die gutherzigen Zigeuner, die armen Affen, die ewigen Schüler, von der grandezza wollen abhalten, ist ärger als die Schaafe vom Grimm, die Pferde vom Fleischfressen abmahnen. Mahne die Spanier von der grandezza, die Italier von der Herrschsucht, die Franzosen von der Praleret ab; mit den Deutschen darfst du dich nicht bemühen. Der Mangel nöthiger grandezza oder Ehrliebe ist eben die vornehmste Ursach des übeln Deutschen Namens.“

„In Deutschland wohnt aller Verstand außer Schulen; bei den Ausländern zuweilen in Schulen. Bei diesen sind oft die Gelehrten die klügsten; in Deutschland ists umgekehrt. Das Volk ist sinnreich, fast allein, obwohl nicht allezeit; die Vornehmen sind schulfüchsisch, prangen mit statu quo, und sind selten klug.

Ich lege das Buch bei, und bitte, daß sie die Jahrzahl nicht unbemerkt lassen. Es ist 1715 gedruckt; mich wundert, daß da die Schriften, die es ankündigt, zwanzig Jahre vorher geschrieben waren, Leibnitz unsers sonderbaren Autors nirgend erwähnet.

42.

Verzeihen Sie, daß ich Ihren Realis de Vienna nicht auf einen so tragischen Fuß nehme, als er in den Bedrängnissen seines mühseligen Lebens den Ton anstimmte. Sollten wir umsonst ein Jahrhundert später leben, in welchem sich manches entwickelt hat, das Er nicht wissen konnte?

Man sagt gewissen Landsleuten nach, daß ehe sie ihre Landsmannschaft nennen, sie ein Entschuldigungscompliment vorbringen, daß sie die seyn, die sie sind. Unser Autor wird das für niederträchtig halten; wenn es indeß gegen stolze Nationalverwandte gesagt würde, so möchte hinter dieser Demuth ein Spott liegen, dem ich fast beiträte. Unter allen Stolzen halte ich den Nationalstolzen, so wie den Geburts = und Adelstolzen für den größesten Narren.

Was ist Nation? Ein großer, ungejäteter Garte voll Kraut und Unkraut. Wer wollte sich dieses Sammelplatzes von Thorheiten und Fehlern so wie von Vortreflichkeiten und Tugenden ohne Unterscheidung annehmen, und wenn es eine bloße Meinung von Seelenkräften oder Verdiensten gilt, für diese Dulcinea gegen andre Nationen den Speer brechen? Lasset uns,

o viel wir können, zur Ehre der Nation beitragen; auch vertheidigen sollen wir sie, wo man ihr Unrecht thut, (in welchem Falle damals unser Verfasser war;) sie aber ex professo preisen, das halte ich für einen Selbstruhm ohne Wirkung.

Wir Deutschen wollten uns mit den Griechen vergleichen? Und welches wäre der genaubestimmte, der unverfälschbare Maasstab? Und wer wäre der unpartheiische Richter?

So auch mit andern Nationen. Die Natur hat ihre Gaben verschieden ausgetheilt; auf unterschiedlichen Stämmen, nach Klima und Pflege wachsen verschiedne Früchte. Wer vergliche diese unter einander? oder erkennete einem Holzapfel vor der Traube den Preis zu?

Vielmehr wollen wir uns wie der Sultan Solymann freuen, daß auf der bunten Wiese des Erdbodens es so mancherlei Blumen und Völker giebt, daß diesseit und jenseit der Alpen so verschiedene Blüthen blühn, so mancherlei Früchte reifen! Wir wollen uns freuen, daß die große Mutter der Dinge, die Zeit, jetzt diese, jetzt andre Gaben aus ihrem Füllhorn wirft, und allmählich die Menschheit von allen Seiten bearbeitet.

Denn es scheint so wohl geistige als physische Nothwendigkeit zu seyn, daß aus der Menschen-Natur mit der immer veränderten Zeitfolge alles hervorgelockt werde, was sich aus ihr hervorlocken läßt. Mithin müssen mit der Zeit Contrarietäten ans Licht kommen, die sich endlich doch auch in Harmonie auflösen.

Offenbar ists die Anlage der Natur, daß, wie Ein Mensch, so auch Ein Geschlecht, also auch Ein Volk von und mit dem andern lerne, unaufhörlich lerne, bis alle endlich die schwere Lection gefaßt haben: „kein Volk sey ein von Gott einzig auserwähltes Volk der Erde; die Wahrheit müsse von allen gesucht, der Garte des gemeinen Bestens von allen gebauet werden. Am großen Schleier der Minerva sollen alle Völker, jedes auf seiner Stelle, ohne Beeinträchtigung, ohne stolze Zwietracht wirken."

Den Deutschen ists also keine Schande, daß sie von andern Nationen, alten und neuen, lernen. Das alte Vernunfttestament, wie der Autor die Weisheit der Griechen nennt, ist gewiß nicht verjährt, noch durch die Weisheit der Neuern unkräftig gemacht worden.

So darf sich auch kein Volk Europa's vom andern abschliessen, und thöricht sagen: „bei mir allein, bei mir wohnt alle Weisheit."

Der menschliche Verstand ist wie die große Weltseele; sie erfüllt alle Gefäße, die sie aufzunehmen vermögen; belebend, ja selbst neuorganisirend dringt sie aus allen in alle Körper.

Hätte Realis nöthig gehabt, den Deutschen so oft unzeitige Geduld, ja Niederträchtigkeit Schuld zu geben, wenn die Großmuth, die er zu ihrem Vorzuge machen will, ihr eigenster Charakter wäre? Kann Jahrhunderte lang ein Volk seinen Charakter dergestalt verkennen, daß es beinah immer im entgegengesetzten handelt? Lasset uns nicht sagen; „Hindernisse haben ihn unterdrückt.“ Im weiten Inbegriff der Zeit kennt ein Volk keine unübersteigliche Hindernisse; es muß zu dem gelangen, was es seyn soll.

Käme das Mscr., wovon wir reden, in unsre Hand; so würde es dadurch am meisten belehrend, was wir nach Ablauf eines Jahrhunderts in ihm ausstreichen oder hinzusetzen müßten. Wir würden sehen, wohin sein Verfasser den Kranz für Deutschland gesteckt? und wiefern es während dessen diesen oder einen bessern erreicht habe?

Das gefällt mir an unserm Autor, daß er, wenn auch mit Uebertreibung, die Schulwissenschaften von den Lebenswissenschaften, die Na=

turkünste von Wortkünsten, den tüchtigen Verstand in Wirklichkeiten vom bloßen Fassoniren der Begriffe absondert. Wäre dieser Gesichtspunkt in seinem Werk scharf genommen und festgehalten; so hätten wir in ihm Materialien zu einer Geschichte des praktischen Deutschen Verstandes, wie wir sie im ganzen verflossenen Jahrhunderte nur hie und da Theilweise erhalten haben *).

43.

Während Sie, m. Fr., um den Ruhm der Nationen wetteiferten, war ich in der Versammlung der blühendsten Völker der Erde. Alle standen friedlich neben einander; jedes Geschlecht, jede Art, jede Gattung in ihrem eignen Reiz und Charakter. Keine neidete, verfolgte die andre; unter dem blauen Bogen des weiten Himmels genossen alle das goldene Licht der Sonne, die Balsamkräfte der erquickenden Luft, des Thaues und Regens. Als ich mit süßem Staunen sie ansah, sang eine Stimme:

*) Die Materie ist hiemit nicht geendet; sie hat noch einige Briefe erhalten, die späterhin werden mitgetheilt werden.

A. d. H.

Flora, dich feiert mein Hymnus, du schönste, doch seltner als Deine
Schwestern, des hohen Olymps Bewohnerinnen, gesungen!
Jauchzend gebar dich die Erde dem alten chaotischen Winter,
Dich, du Erstling und Stolz und Wonne der fühlenden Schöpfung.
Selig priesen sich einst in deiner Götter-Umarmung
Jupiter Pluvius selbst und Hyperions heilige Stärke.
Ihnen gebahrst du Proserpinens Mutter und später Pomona,
Beide schön; doch schöner als beide die blühende Mutter.

Und eine andre Stimme antwortete:

Flora, du kleidest die Erde mit hellem smaragdnem Gewande,
Schön durchwebet und bunt mit Farben des himmlischen Bogens.
Prächtig glänzt in der Nacht der Sterne funkelnder Gurt hin,
Welcher den blauen Talar des alten Cölus umwallet;

Aber noch reizender geht am offenen Tage die
Tellus,
Von dir, Flora, geschürzt mit leichtem Blumengehänge.

Und es war, als versammleten sich die Genien der verschiedenen Erdezonen. Eine Stimme sprach:

Zahllos ist die Menge der Blumentragenden Pflanzen,
Die am saugenden Busen der all' ernährenden Mutter
Mit der oberen Fläche der vielgebildeten Blätter
Trinken der Sonne Licht; den nächtlichen Thau mit der untern,
Von den beschneiten Gebürgen der nordischen langen Polarnacht,
Bis zur Erdumgürtenden Zone des heissen Aequators
Ist kein Raum so gering' im weiten Gefilde der Schöpfung,
Keine der Alpen so steil, und keine der Steppen so sandig,
Daß sie nicht nähre Geschlechter der Pflanzen, der Lage geeignet.
Pflanzen überweben das Bett der Quellen und Ströme;

Andre nähret der Rhein, und andre der
Orellana.
Selbst in den finstern Tiefen des Erdumgürten-
den Weltmeers,
Wo kein Orkan sie empört, wohin kein Blei
je hinabsank,
Scherzen in weiten Fluren, umwallt von ra-
genden Hainen
Seltsam gebildeter Pflanzen, die Heerden der
Amphitrite.

Eine Schwesterstimme nahm das Wort auf:

Sterbliche haben gewähnt zu zählen die
Kinder der Flora,
Ihre Geschlechter zu ordnen und ihre Namen
zu nennen;
Zwar wer hat sie besucht der Ostwelt grünende
Wüsten?
Wer die Quellen des Ganges und siebenar-
migen Nilus?
Wer die geheimeren Fluren der Oceaniden des
Aufgangs?
Ihre Gestade beschiffeten Wuchrer; der for-
schende Weise
Seltner. Und wer sah sie, die Kränze der
Nereiden,

Wenn sie die grünlichen Locken umwinden im
Schooße des Weltmeers.
Wer hat je die Flechten, wer hat die Moose
gezählet,
Deren Frühling beginnt, wenn Fröste den Herbst
entblättern,
Deren üppiger Wuchs die Scheitel ätherischer
Alpen
Da, wo sie Flora verläßt, mit tausend Farben bekleidet?

Hier unterbrach eine sichtbare Scene die Unsichtbaren. Ein Jüngling trat aus der Laube hervor, und umwand das Haupt seines Lehrers mit einem Kranz von Blumen, die alle ihm geweiht waren, und in der Geschichte der Pflanzen seinen unsterblichen Namen tragen. Er begleitete sie mit Worten der innigsten Herzensverehrung in den erlesensten Bildern und zog sich bescheiden zurück.

Und von neuem erwachten Gesänge von der Vermählung und der nach Jahrszeiten geordneten Entwicklung der Blumen. Menschenfreundliche Genien sangen also:

Flora, wo Deine Hand mit hymenäischem
Bande

Nicht im Lenz vermählte der Tellus zahllose
Kinder,
Trauret umher die Natur in Nahrung entbeh-
render Oede.
Wein- und Gesanglos schleicht Autumnus; es
darbet Pomona;
Nichtiges Stroh entfaltet der Fackel des Si-
rius Ceres;
Traurig stehet der Hain, der chaonischen Ei-
cheln entbehrend:
Denn es ergrauete schon im April die Hoffnung
des Jahres.
Glücklich ist der Hirte, der durch gesicherte
Habe,
Der durch leitende Weisheit und Güte des
Staates veredelt,
Lernte der Aemsigkeit Werth und Zukunft-ah-
nende Vorsicht.
Ihn ergreifen mit eisernem Arm des darben-
den Jahres
Schrecken nimmer; es spendet ihm nicht, wie
dem übrigen Zugvieh,
Schlechte, kärgliche Kost der unfreigebige
Frohnherr.
Ihn treibt nicht der Hunger aus Thränenloser
Despoten

Ländchen, aus Deutschland hin zu des fernen
Astrakans Oeden.
Siehe, der reiche Gewinn von tiefer = geackerten eignen
Saaten und üppiger Wiesen sich stets erneuernder Kleewuchs
Blieb ihm von beßeren Jahren. Er theilt den
Ueberfluß willig
Mit dem hülflosen Volk angränzender Sklavenländer;
Aber die Treue des Jahrs, und der wiederkehrenden Monden
Milder Geschenk ersetzet ihm bald den vergessenen Miswachs.

Eben als ich noch wünschte, daß die Unsichtbaren diese Worte in aller Frohnherren Herz singen möchten, weckte mich ein sanfterer Laut. Er sang die allmälich anbrechende Zeit des Blumenfrühlings:

Sieh! im wärmeren Strahle der rückwärtskehrenden Sonne
Freut sich die Blumengöttinn bei ihrer Kinder
Entwicklung
Oeffnet die Kelche der Blüthen und schmückt
die bräutliche Tellus.

Zwar es entfalten früher die Schattengewächse
der Haine,
Eh sie das Laub bedunkelt mit seiner kühlen
Umwölbung,
Ihre zärteren Blumen dem ersten Strahle des
Lenzes.
Blaue Hepatika, Dich und das Herzer-
freuende Veilchen,
Euch erziehn die Dryaden zu ihren frühesten
Kränzen.
Sie durchweben ihr Blau mit dem Golde des
Frühlings-Crokus
Und mit den Silbersternen der Anemone
der Haine;
Früher blüht der Helleborus, früh die
duftende Daphne,
Und der Aurikeln Geschlecht, verpflanzte
Töchter der Alpen.
Aber die späteren Blumen verschliessen die duf-
tenden Glocken
Noch dem nächtlichen Froste, dem Störer ih-
rer Befruchtung.
Wärmere Lüft' umathmen den üppiger-
schwellenden Frühling;
Wenn, von den Horen umtanzt, der Wagen
des Sonnengottes

Steileren Pfades rollt an dem hohen Bogen
des Aethers;
Wenn in dem jungen Laube die Vögel sich alle
begatten,
Wenn in den lauen Bächen sich paarend ver-
folgen die Fische,
Oeffnen die Blumen sich auch der allbefruch-
tenden Liebe.
Bräutlich pranget im weiß- und röthlichen
Kleide der Obstbaum,
Wärmende Augenblicke, sanftwechselnde Regen-
schauer
Ueberweben mit tieferem Grün, mit dichteren
Blumen
Sonnigte Gipfel und duftende Wiesen, in wel-
chen sich zahllos
Wankende Blumen mit Blumen, mit Gräsern
Gräser vermählen.
Hymen herrschet im Hain; es neigen sich lie-
besehnend
Weibliche Blüthenzweige zu männlich befruch-
tenden Aesten.
Siehe, der Tannenwald raucht! Es öfnet die
feuchte Nymphäa
Ueber den Wellen den Schoos der Zeugungför-
dernden Sonne.

Feuerfarbener Mohn und Blüthenbestäubter
Waizen
Taumeln unter einander, verwebt mit blauen
Cyanen;
Honigsuchende Bienen und laue Lüfte befördern
Ihren geheimeren Bund; doch keine der Arten
verwirrt sich.

Liebetrunken schlug die Nachtigall einzelne Töne in diese Beschreibung. Und sie fuhr fort, als eine andre Stimme die Vermählung der Blumen von denen Geschlechtern besang,

— bei denen dieselbe Korolle
In dem ambrosischen Bette voll Honigs und
stärkender Düfte
Mit den befruchtenden Männern die weibliche
Zeugungskraft einschloß,

bis zu jenen getrennten Geschlechtern, wo oft

Kaum erreichbar ist der Liebesbund der Getrennten.
Also entfaltet umsonst die weibliche, unvermählte
Palme die Blüthentrauben in Schatten-entbehrender Wüste.
Aber der Araber holte, der schmachtenden Braut
sich erbarmend,

Oft aus fernen Hainen befruchtende Palmenblumen.
Oefter bringt ein behaartes Insekt, und auf Goldgefleckten
Federn ein Collibri, gebadet im Blumenstaube,
Die befruchtende Kraft des Meilenentfernten Gatten.

Ernster wurden jetzo die Töne; liebreichwarnend und tröstend sangen die Genien von schädlichen und heilenden Kräutern:

Weise hast du, Natur, der Pflanzen Erzeugung geordnet,
Gütig und weise die Kräfte der Erde verschönernden Pflanzen.
Nicht der Schüler allein der rettenden Göttinn Hygea
Kennt sie, die heilenden Kräfte der aromatischen Staude,
Fern am Ganges geholt und vom Haupte der Cordilleras,
(Oft verkannt an Ufern der vaterländischen Bäche;)
Sichrer weiß der Wilde die Schmerzenlindernde Wurzel
Und den geheimeren Stand der Fieberheilenden Rinde.

Aber er kennet sie auch, die tödtenden Gifte der Pflanzen,
Kennt der Euphorbien Kraft und der giftigen Mancinella,
Die den geflügelten Pfeil mit dem schnellsten Tode bewaffnet.
Friedlicher Hütten Bewohner! Die ländlichen Gärten umblühn auch
Tödtende Kräuter zuweilen, vermischt mit nährenden Pflanzen.
Zwar es meidet das Vieh den Schierling, des Equisetum,
Und der Cicuta Berührung; es meidet die Wiesenranunkel,
Durch den eignen Instinkt vorm herben Tode gesichert.
Aber zu oft verkannte der harmlosspielende Knabe
Falbes Stramonium, dich, und die Beere der Bella-Donna,
Der frühblühenden Daphne, der rankenden Dulcamara.
Tödtet sorgsam, ihr Hirten, die Pflanzen; des blauen Napellus
Stauden tödtet sie auch und der vielarmigen Wolfsmilch.

Eben so menschenfreundlich nannte die Stimme die bekanntesten heilenden Kräuter:

Heilend ist der Holunder an Früchten, Blüthen und Rinde,
Sanft auflösend der Mohn und die Rosenfarbnen Althäen.
Blaue Veronica, Dich und die Kerze des hohen Verbaskum,
Des Taraxacon Gold, der wuchernden Graswurzel Aufguß,
Herber Cichorien-Saft, und des Löffelkrauts bittere Blätter
Eure lindernden Kräfte verkennt der weisere Arzt nicht,
Sorgsam-wählend; es sind des Bescheidneren Heilungsmittel,
Einfach wie die Natur, und Deutschlands Himmel erzeugt sie.

Der Inhalt dieser Gesänge dünkt mir so schön, daß ich Sie nicht zu ermüden fürchte, wenn ich Sie noch einmal davon unterhalte. Auf Wiesen und Auen, in Gärten und Feldern blühet der Menschen Gesundheit, Nahrung und Glück; da erholet, da erquickt sich die Seele. Ihr Realis hat Recht: „Lust zu Natursachen

ist ein Merkmal der Großmüthigkeit. Naturkünste machen aufrichtig; Schulkünste stolz und grausam."

44.

Von den heilenden Kräutern Deutschlands wandte sich der Genius des Menschengeschlechts zu Pflanzen, die die Natur jeder Zone, ihr angemessen, schenkte. Sie gab

— — des Betels Gewächs den Völkern am Indus,
Und die Rhabarbar dem Tartar der kalten Tungusischen Steppe,
Gab die Ginseng-Wurzel dem feuchten Sinesischen Reisland,
Ließ die Dolde der Squilla Kanopischen Sümpfen entblühen,
Und in Balsamthränen zerfließen die Staude der Myrrha;
Schenkte dem armen Bewohner des reichen Potosi die Coca,
Ihm des Guajacks Gummi, den Fieberheilenden Baum ihm,
Und den Sikulischen Hirten die Perlentropfen der Manna.

Der Genius schien eine Biene zu werden, die um ihre süßesten Blumen umherfliegt:

Aromatischen Balsam entathmen die Pflanzen der Hügel.
Duftende Kalamintha, der blaue Salbey und der Thymus,
Und die Melisse sind Bienen auf sonnichten Bergen ein Labsal,
Wo sich der Rosmarin vermählt mit hohem Lavendel;
Jenen Blüthen entwenden sie Narbonensischen Honig,
Und den fernher-athmenden Nektar Hymettus und Hybla's.

Aus der Laube erscholl die Stimme:

Aber wer kennt sie alle, die Kräfte der heilsamen Pflanzen,
Oft vergessene Kunde der sorgsam-forschenden Vorzeit,
Oder nach Säklen Erfindung der Dioskoriden der Nachwelt.

Und der Genius antwortete:

Wenn, von alten Systemen entfesselt, bescheidner der Forscher

Einst von Hirten auch lernt und ergrauenden
Alpenbewohnern;
Auch den Bergmann verschmähet er nicht und
des Gemsenjägers
Nicht stets fabelnde Kunst und angeerbtes Geheimniß;
Siehe! dann werden Contoure der Anmuth,
mit Farbenverschwendung
Blumenfreunde nicht fesseln allein; der Genzianella
Tiefgesättigtes Blau, der Lobelia flammende
Röthe,
Noch der Purpur und Safran der strahlenden
Poinciana,
Nicht der Aurikel Sammt und die Strahlen
der Ringelblume
(Wenn sie die goldenen Augen dem thauenden
Morgenroth aufschleußt)
Fesseln allein nicht mehr der Flora sammlenden
Günstling.
Thätige Weisheit umstrahlt des Menschenfreundlichen Forschers
Wärmere Seele, zu nützen mit Muth dem
Menschengeschlechte.

Jetzt erhob sich Linneus Urberg der Schöpfung vor mir, auf welchem vom Gipfel an

bis zur niedrigsten Tiefe alle Gewächse blühen, deren Fruchtstaub seitdem über die ganze Erde verweht ist:

Reich seyd ihr an Pflanzen von mannichfaltigen Kräften,
Quellentrunkene Thäler und sonnige Hügel der Alpen.
Neben dem Akonit entfalten die Genzianen,
Töchter desselben Hügels die heilenden Safranglocken.
Siehe! den Teneriff' und den Flammengipfel des Aetna,
Caucasus Felsenhaupt, Dich, höheren Chimborasso
Decket ewiges Eis, seit euch die Fluthen umstürmten.
Euer beschneyete Scheitel, dem hundert Quellen entstürzen,
Der das hohe Gewölbe des Himmels zu tragen uns scheinet,
Kleidet sich über den Wolken in reine ätherische Bläue.
Flora's Reich beginnet am Rande des ewigen Schneereichs;
Grönlands kurzen Sommern entblühn Grönländische Pflanzen.

Malaga's Reben umranken den Fuß der Gebirge; die Höhen
Decket der Saxifragen, der Diappensia Mooswuchs.
Kurz ist die Lebensdauer der weißen Pigmäengeschlechter,
Welche das Rennthier-Moos umkreucht und die Alpenbirke,
Tiefer vermählet der kleine Myrtill und des Rhododendron
Purpurdolde sich mit dem Erdwärts-kriechenden Krummholz;
Ihre Schatten verbergen die Alpenmaus und das Schneehuhn.
Tiefer erhebet der Taxus sein Haupt und der dunkle Wachholder,
Früher als diese, die Birke, der Laryx, entblättert im Winter.
Ihren Füßen entsteigt, gedeckt von ihrer Umschattung,
Ein unzähliges Heer balsamischer Pflanzen der Alpen.
Heerden irren hier in schwelgendem Ueberflusse
Um die genügsame Sommerhütte der Freigebohrnen.
Phöbus Strahl entbindet aus tausend würzigen Pflanzen

Reinere Lebensluft und Rosenfarbne Gesundheit.
Kühlende Lüft' umwehn Euch, Söhne heiliger Alpen,
Würziger Pflanzen Duft umsäuselt Euch in der Kühlung;
Aber betäubender ist der Duft von Auranzien-Hainen,
Welche der Wind ins Meer entführt von Portugals Küsten,
Oder von Rosengebüschen des zweimalblühenden Pästum;
Selbst bemoosten Felsen entsteigen dort Veilchengerüche. —
Lieblicher seyd ihr noch, ihr Blüthen heißerer Zonen,
Tausendfarbige Töchter der senkrechtstehenden Sonne,
Deren Hauch mit Balsam die schwüleren Lüfte beschwängert.
Dichter sangen nur Rosen, nur Gärten der Hesperiden;
Niemand feierte noch die tropischen Blüthen des Aufgangs.
Wer sang Dich o Nyctanthes, die Zierde der Ganges-Gestade,

Wer, Gardenia, Dich, die Königinn der Gewächse,
Und ambrosischer duftend als beide, den Oelbaum aus China?
Wer der Barmelia Gold? und die Früchte der Mangustana?
Staunend verweilt die Muse beim Stamm der keuschen Mimosa,
Reizbar wie die Thiere, des Pflanzenreiches die feinste.
Und wer sang von Euch, ihr Amboinischen Haine,
Welche der Golddurst mehr, als des Weltmeers stürmende Brandung
Rings umher verschleußt dem harmlosen Freunde der Flora.
Mitten in brennendem Sand' erhebt sich Euer Gewölbe,
Neben der höchsten Glut der Sonne die nächtlichste Kühlung.
Nicht der Muskatbaum nur, und die aromatische Nelke,
Auch des Brotbaums Stamm, und die Riesenhöhe des Cokos,
Trotzen der Wuth der Orkane —
Feyerliches Dunkel umhüllt die romantischen Zauberhaine;

Keine Blumen entsprossen dem Schooße der nächtlichen Dämmrung;
Aber seidener Moos und buntgemarmelte Schwämme
Decken den Armadill und die vielgeringelte Schlange.
Statt der Nachtigall Lied' erschallet der Papageyen
Und der Affen Geschrei aus ferner Gipfel Umwölbung.

Lauter konnte der Gesang nicht werden. Ich befand mich auf Amboina mitten im Paradiese der Flora, im Dufte der Blumen, im Lustgeschrei der Affen und Papageyen. Da sang aus der Laube die mildere Stimme:

Laß mich, holde Natur, den Sohn der kälteren Zone,
Deiner Wunder mich immer erfreun im Reiche der Flora,
Zwiefach ihrer mich freun auf schönen Pannonischen Fluren.
Denn schön sind sie die Ufer, an welchen sich Vindobona
Spiegelt in dem Silber des mächtigen Kaiserstromes.

Und eine andre Stimme:

Aber dann erheben sie sich zum reizenden Urbild'
Wenn von der feinsten Empfindung und von des reinsten Geschmackes
Sicherer Hand geleitet, ein Lascy oder Cobenzel
Gärten, wie Oberon schafft und Paradiese wie Milton —
Gruppen, wie hingezaubert von Grotten und Wasserfällen,
Ueberwölbende Schatten und duftende Labyrinthe
Seltsamgebildeter Bäum' und Blüthen wärmerer Zonen,
Scheinbare Disharmonie, die sich lös't in den süßesten Wohllaut,
Wo in ihren höchsten Triumphen unsichtbar die Kunst wird.

Stimmen besangen Kaunitz, Laudons Gärten, und eine holdere Stimme:

Edle Kinski, du sammelst in Gärten, wie die der Armida
Jene Blüthen umsonst, die der westlichen Atlantide

Milderen Sonnen entblühn und jenen des rosigen Aufgangs.
Siehe, von allen Blumen, die Deinen Tritten entsteigen,
Die Dein schaffender Wink, genährt von Hyperions Strahlen
Und den Thränen Aurorens, dem Schooß der Tellus entrufet,
Ist doch keine so schön, wie Du.

Eine andre Stimme nannte Gärten,

Wo in Amerika's Büschen die Deutsche Nachtigall flötet;

Unerwartet brachte endlich die Stimme des Dichters mich zu mir selbst wieder:

Aber auch Ihr seyd schön, Ihr meines nordischen Landes
Quellentrunkene Thäler und grünende Blumengestade;
Flora liebet euch mehr als alle der kälteren Zone
Fluren; sie webet in euch sich ihre seltneren Kränze.
Reizend ist die Aussicht, gelagert in dunkler Umschattung

Ueberwölbender Buchen und Eichen aus Odins
Zeiten,
Welche das Meer umstürmt, zu sehen im Wellengetümmel
Hundert züngelnde Flaggen und Windgeschwängerte Segel;
Ueber den Wogen die Heldengestade des felsigen Schwedens,
Rauch von ihren Städten und Gipfel von ihren Gebirgen,
In dem röthlichen Schimmer des sinkenden
Sonnenwagens.
Sey mir gegrüßt, du mütterlich Land, im
Feiergesange,
Wo mich die Blume des Feldes als Knaben
mehr schon entzückte,
Als Hyacinthenprunk und eitle Tulpen-Aesthetik,
Blüthen ohne Frucht, des Batavischen Krämers Erfindung.

So lösete sich der Zauber. Ich kenne den Dichter nicht; könnte ich aber eine Gestalt an mich nehmen, so würde ich in Virgils oder Kleists freundlicher Gestalt vor ihn treten und sagen: „Mann oder Jüngling, du bist werth, unser Genosse zu seyn, ja eine

neue Stuffe zu betreten, auf der die Wissenschaft der Natur sich mit der Kunst des Gesanges verbindet. Denn Dich umwehet der Geist der Schöpfung; du weißt nicht nur Namen ihrer Kinder, sondern fühlest dich auch in sie, und hast ein Herz für die Freuden und Leiden der Menschheit. Die Sprache stehet dir zu Gebot; die Wechselscenen der Natur werden Dich immer mehr zu wechselnden Tönen begeistern. Auf! und erweitre das Feld Deines Hymnus. Die Kränze, damit Du Deinen Lehrer schmücktest, erwarten auch dich:

Sieh', es windet Dir Flora, die Liebende dem Geliebtern,
Duftende Diademe von Blüthen aus jeglichem Welttheil.

So würde ich zu ihm reden, überzeugt, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur, der menschliche Geist erweitert, das menschliche Herz unschuldiger, ruhiger, wohlthätiger werde.

45.

Unbezweifelt ists, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur das mensch-

liche Gemüth milder werde. Wer uns eine Botanische Philosophie in einem schönen Lehrgedicht gäbe, welchen Reichthum hätte er vor sich! Ihm stünde die gesammte Mythologie, die Aesopische Fabel, die Idyllen der Alten, und von den Neuern Reisebeschreibungen, Geschichte, Philosophie, endlich die Naturwissenschaft selbst zur Seite.

Was haben die Alten in ihren Georgicis gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlich zu machen, und ihn allmählich zu Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiß und Wohlseyn zu erheben? Auch dem Virgil in seinen Georgicis können wir diesen wenigstens mittelbaren Zweck nicht absprechen. Er, der außer dem Kriegsglück der Römer gewiß noch ein ander Glück der Landbesitzer und Landbewohner kannte, wollte durch sein schönes, in vielen Stellen so menschliches Gedicht eben auch Dies befördern.

Die Aesopische Fabel führet uns ganz aufs Land. Hier sprechen Bäume, Thiere, Menschen; Naturwahrheit ists, was sie sagen. Und wenn Leßing die Thiere wegen ihrer Charakter-Bestandheit als eigentliche Fabelactoren gerechtfertigt hat; wem bliebe mehr Bestandheit als dem Baum, der Pflanze, der

Blume, der ganzen Naturordnung in ihrem unermeßlich-langsamen Fortschritt? Hier also ist, recht gebraucht, Weisheit und Klugheit der Natur zu lernen; hier oder nirgend. Immer werden uns die schönen Pflanzen- und Baumfabeln, insonderheit des Orients reizen, wo sie in ihrer stummen Sprache uns ewige süße Naturwahrheit sagen.

Die Mythologie ist eine belebte Welt. Nur mit Entzücken kann ich daran denken, wie viel Geist, Sinn und Gemüth man in flüchtige Erscheinungen, in wandelbare Gestalten der Natur gelegt hat, allen Menschen zur Ansicht, und dem menschlichern Menschen zur Bildung und Lehre. Wer irgend eine schöne Dichtung der alten Mythologie und Naturlehre uns neu ins Gemüth zu rufen weiß, hat eine Blume vom Kranz der Mutter der Götter gepflückt und in unsre Gärten verpflanzet.

Das Idyll der Alten, (ein unbestimmter Name,) hat mit dem Verfolg der Zeiten sich gleichsam willkührlich zu Land- Schäfer- Hirten- Fischergedichten, kurz in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret. Manche von Bions, Moschus, Theokrits Gesängen gehören dahin; und die neuere Poesie, wenn

sie der politischen Welt und der wohllüstigen Kreise satt war, hat ihr Daseyn dahin verleget. Virgil, dessen meiste Eclogen bloße Nachbildungen sind, entbrach sich nicht, in seinem Tityrus, Pollio, Silen diese reizende Dichtung als eine Einfassung höherer Vorstellungen zu gebrauchen.

Daher als in den mittleren Zeiten die Poesie wieder auflebte, erinnerte sie sich bald ihres ehemaligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die Provenzal- und Romantischen Dichter liebten dergleichen Beschreibungen; bei Spenser z. B. sind es noch immer anmuthige Stanzen, die uns schöne Wüsteneien samt ihren Gewächsen und Blumen schildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Ueberfluß der Phantasie sind Cowley's sechs Bücher von Pflanzen, Kräutern und Bäumen geschrieben; ein neuerer Britte, der den Botanischen Garten a) nach Linneus Geschlechter-System, in ihm also vorzüglich die Liebe der Pflanzen besang, scheint, nach Proben zu urtheilen, auch viel Artiges gereimt zu haben. Unter Deutschen Dichtern hat von

a) The Botanic Garden containing the Loves of the Plants, with Philosophical Notes, Lond. 1788.

unserm alten Brockes Geßner mit Recht gesagt: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet: sein zartes Gefühl würde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und jetzt wieder ganz lebhaft denken.“ Hallers Alpen, Kleists, Geßners Gedichte, Thomsons Jahrszeiten sprechen für sich selbst.

Einer der Genannten hatte, als er sein Gedicht über Pflanzen und Bäume schrieb, sich aufs Land zurückgezogen, und setzte sich daselbst als einem Lebenden folgende Grabschrift:

Grabschrift eines Lebenden.

Hier ruht, o Wandrer, unter dem niedern Dach
Der Dichter Cowlei, selig-entronnen schon
Der ach wie leeren und wie eitlen
Und so entbehrlichen Menschenmühe!

In Armuth glänzt er; aber unrühmlich nicht:
An träger Muße will er kein Edler seyn:
Reichthümer, die der Pöbel liebet,
Haßte er stets mit der kühnsten Feindschaft.

Gib ihm, o Wandrer, gib dem Geschiedenen,
Den hier ein kleiner Winkel der Erde birgt,
Und ihm genüget, Deinen Segen:
„Leicht sey die Erde dir! Sorg'entladner!"

Und streu' ihm Blumen, Rosen, die bald verblühn!
(Ein Abgeschiedner freuet der Blumen sich!)
Und mit dem duftendsten der Kränze
Kröne die Asche des glühnden Dichters.

Ein sanfterer Naturdichter würde lebend und sterbend sagen: et ego in Arcadia!

46.

In einer freundschaftlichen Versammlung hörte ich neulich eine Vorlesung über Wahn und Wahnsinn der Menschen, deren

Abschrift ich mir erbat und Ihnen jetzt statt meines Briefes mittheile.

Ueber
Wahn und Wahnsinn der Menschen.

Eine Vorlesung.

Ohne Zweifel haben Sie, m. H., bei der Zergliederung menschlicher Körper die vielen, unendlich feinen Striche bemerkt, die im Gehirn dergestalt durch einander laufen, daß sie das Messer des Zergliederers nicht mehr verfolgen kann. Eben so fein und vielleicht noch feiner laufen in der menschlichen Seele die Linien des Wahnes und der Wahrheit durch einander, daß man nach der sorgfältigsten Prüfung kaum an sich selbst weiß, wo Eins sich vom Andern scheide.

Wenn alles das Wahn ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen: so ist der größeste Theil unsrer Erfahrungen, unsre frühgelernte Kenntnisse, unsre früherworbne Gewohnheiten, und Neigungen auf Wahn gegründet. Sie beruhen entweder auf dem Zeugniß unsrer Sinne, oder anderer Menschen, denen wir glauben, die wir unvermerkt, uns selbst unbewußt, nachahmen,

endlich am meisten auf unsrer eignen Bequemlichkeit und Disposition, lieber so als anders zu handeln. So befestigt sich in uns allmälich eine Gedenk = eine Handlungsweise, deren Ursprung in einzelnen Fällen wir selten erforschen mögen. Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ists gegeben, über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unpartheiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrthum, Vorurtheil und Gewißheit in ihnen strenge zu unterscheiden, und sodann dem unschuldigen oder gar nothwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mit nichten ihn aber zum Gesetzgeber jeder menschlichen Wahrheit, mit nichten ihn zum Richter jeder fremden Denk = und Sinnesart zu erheben.

Diese seltnen, vom Himmel privilegirten Seelen sind diejenigen, die man allein tolerant nennen kann; sie schonen den Wahn des andern auch in Fällen, in denen er ihrem eignen liebsten Wahn entgegenstehet. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Gesellschafter: denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputiren. Der gemeine Haufe der Menschen ist nur solange

Freund gegen einander, als sein Lieblingswahn gefördert oder wenigstens nicht beleidigt wird.

Und wie sonderbar, wie abentheuerlich dieser Lieblingswahn seyn könne, lernt man zuweilen mit der größesten Verwunderung eben da einsehen, wo man dergleichen bei sonst so richtigen Begriffen und Grundsätzen je kaum vermuthet hätte. Der Glaube an Gespenster und an andre Dinge dieser Art ist wohl der verzeihlichste in solchem geheimen Wahnregister, da sich in ihm oft wunderlichere Artikel finden. Gemeiniglich hält ihr Besitzer diese, als sein eigenstes Eigenthum theuer und werth; unvermerkt entwischen sie ihm nur, wenn nicht etwa gewaltige Leidenschaften, außerordentliche Zeitumstände und Situationen sie mit Gewalt erpressen und herausfodern. Dann streitet er aber auch für sie, eben weil sie Schwächen seiner Natur, Gebilde seiner Phantasie sind, als für seine liebsten Kinder. Wer um die wichtigste Wahrheit mit ihm ficht, wird nie so sehr sein Gegner seyn, als wer gegen eine Lieblingsmeinung, die wie ein Polypus in sein Herz gewachsen ist, einige Befremdung äußert. Gehen Sie, m. H., in Ihren Gedanken die Zahl Derer durch, die Sie in Ansehung ihres

Innern am nächsten gekannt haben; Sie werden sich sonderbarer Wahngestalten erinnern.

Das Gebiet des Wahnes erstreckt sich insonderheit auf Dinge, die den Menschen zunächst angehen, auf seine Person und Gestalt, auf seinen Stand, seine Nation, seinen Zweck und Charakter. Wie es z. B. Personen giebt, die im Innern ein ganz anderes Bild von sich umhertragen, als die sie sind; sie erschrecken vor ihrer äußern Gestalt im Spiegel als vor der Gestalt eines fremden Wesens; so giebt es deren noch weit mehrere, die in Ansehung ihres Innern ein fremdes Bild mit sich tragen. Ein berühmter König unsres Jahrhunderts war in seiner Phantasie immer nur Oberster eines Regiments, und wars mit Lust; alle königliche Pflichten erfüllte er als eine fremde Person, als ein strenger Amtmann. Unzähliche Wunderlichkeiten flossen daher, die ohne dies Bild einer fremden, ihm einwohnenden Wahngestalt unerklärlich blieben, durch sie aber sich alle erklären. Was uns die Berichte der Aerzte von Krankheiten der Einbildungskraft erzählen, da jener sich seine Füße als Strohhalme, dieser sein Gesäß gläsern dachte, ein dritter die Welt zu überschwemmen fürchtete, sobald er sein Wasser ließe, alle diese Geschichten oder

Mährchen sagen im Grunde weniger, als die Erfahrungen manches Wahns, den man bei den vernünftigsten Menschen zuweilen wahrnimmt. Einige Gattungen desselben pflanzen sich in Familien fort, und mischen sich als ein Erbtheil von Vater und Mutter auf die sonderbarste Weise. Andre haften an Ständen, Aemtern, Lebensarten, Zünften, und bekommen den Ehrennamen esprit de corps, Gefühl seines Standes, Familienehre. Die feinsten aber hangen von individuellen Umständen und Erfahrungen ab; sie sind Abdrücke von der eigensten Beschaffenheit des Körpers und der Seele des Wähnenden, sammt den Situationen, die vorzüglich auf ihn wirkten, kurz, befestigte Luftgebilde seiner frühen Jugend. Daher sind sie theoretisch oder praktisch; selten aber eins ohne das andre. Denn der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn handeln kann, zumal nach einem von andern verdammten, von ihm selbst geformten, Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Element und ist seiner Kunst Meister.

Sie merken leicht, m. H., in welchen Ständen diese Wahnbilder am sichtbarsten seyn müssen; in solchen nämlich, die sich am freie-

sten äußern dürfen. Wer vor andern Scheu haben, wer aus Beruf und Noth auf dem gebahnten Wege angenommener Meinungen oder richtiger Begriffe bleiben muß; der giebt sich Mühe, sonderbare Eigenheiten seines Kopfs und Herzens zu unterdrücken, wenigstens verschließt er sie in der innersten Kammer, und reitet auf seinem Steckenpferde nicht eben am hellem lichten Tage, nicht auf dem Markte. Wer sich dagegen alles erlaubt und dabei sein Personale äußerst hoch hält, der kann mit diesen Originalpoesieen seines Wesens oft nicht laut genug hervortreten; er erfindet deren eine Reihe, mit der Zeit aus bloßer Willkühr und glaubt sich gar dazu in die Welt gepflanzt, andere damit zu vergnügen. Die sogenannten starken Charaktere, große Geister, ex professo vornehme Leute u. s. liefern in ihrer Geschichte davon wunderbare Beispiele. Die alten Römischen Cäsars, eine Reihe Regenten, Helden, Religionsstifter, Schwärmer, Dichter, Philosophen hatten sonderbare Wahngestalten im Kopf, die sie gewöhnlich andern aufzwingen wollten, und damit oft zum Ziele kamen.

Denn leider ist bekannt, daß es fast nichts ansteckenderes in der Welt als Wahn und

Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammenseyn mit dem Wähnenden; durch Theilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie Eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andre mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschen-Geschlecht an einander; durch ihn haben wir, wo nicht alles, so doch das Nützlichste und Meiste gelernt; und ein Wähnender, sagt man, ist deßhalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich sogern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennet und hochhält; wie sollte das nicht Wahrheit seyn? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche Lebensweise — alle befestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet, ist ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Gereicht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar, dem Wahn nach, zum Nutzen aller Stände; haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstrirt, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden; wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnes wird ein angenommener Wahn nur befestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Sekten, Stände und Menschen stoßen gegen einander; eben destomehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt fest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerksfahne.

Schrecklich ists, wie fest der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter

Jurist hat bemerkt, was an dem Wort Blut, Blutschande, Blutsfreunde, Blutgericht für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Wort Erb, Eigenthum, Besitzthum u. s. ists oft nicht anders. Zu unsern Zeiten haben wirs erlebt, was die Wortschälle Rechte, Menschheit, Freiheit, Gleichheit bei einem lebhaften Volk für einen Taumel erregt; was in und außer seinen Grenzen die Sylben Aristokrat, Demokrat für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben. Zu andern Zeiten war es das Wort Religion, Vernunft, Offenbarung, seligmachender Glaube, Gewissen, Covenant, the Causes sake u. s. Unschuldige Farben, die Grünen und Blauen, die Schwarzen und Weißen; Losungsworte, mit denen man keinen Begriff verband, Zeichen, die gar nichts sagten, haben, sobald es Partheien galt, im Wahnsinn Gemüther verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet, Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher Abadonnischer Namen, so daß man ein Wörterbuch des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen aus ihr ziehen, und dabei oft die

schnellsten Abwechselungen, die gröbsten Gegensätze bemerken würde.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit von einander, als man glaubt. So lange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält, und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar; so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jeder Zeit das Mehr und Weniger bestimmen? zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Perioden nichts als Convention die Waage in der Hand hat und Namen vertheilet. Die größesten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinns.

„Bewahre uns Gott, werden Sie sagen, m. H., vor solcher Ansicht der menschlichen Dinge! Unsre Erde würde ja damit ein Irrenhaus, und unsre Geschichte ein Krankenregister." — Sollte sie in ganzen Perioden anders zu betrachten seyn? und ist es nicht nützlich, daß man sie also betrachtet?

Denn nun wird man zuerst, wenn auch in dem Zeitraum, in dem wir leben, Namen aufkommen, über welche Menschen einander hassen und morden, eben durch die Geschichte voriger Zeiten aufmerksam gemacht, zu prüfen, was hinter den Namen sey? Man wird sie weder Gedankenlos nachbeten, noch fürchtend so anstaunen, als ob mit ihnen das Ende der Welt gekommen sey; am wenigsten wird man im blinden Taumel mit Einer der streitenden Partheien hassen, zürnen, verläumden, verfolgen. Die Geschichte belehrt uns, daß dergleichen Zufälle des menschlichen Geistes tausend- und tausendmale bereits, nur unter andern Namen und Zeitumständen, ihr Spiel und Ende gehabt haben; man wird also auf seiner Hut seyn, unschädlichen Wahn dulden, schädlichen Wahn ausweichen; mit nichten aber weder diesen noch jenen erbittern und reitzen. Denn eben durch dies Erbittern und Reizen, (dies zeigt die Geschichte) wird der Wahn Wahnsinn. Dadurch aber habe ich weder dem Kranken, noch mir geholfen: es sey denn, daß ich ihn wirklich toll machen wollte.

Eben auch die Geschichte lehrt zweitens, daß weder Gewalt noch Ueberredung, am wenigsten mit Ueberredung verschleierte Gewalt

und mit Gewalt unterstützte Ueberredung den Wahn der Menschen auszutilgen oder zurecht zu bringen vermöge. Durch Waffen werden Irrthümer weder bestritten, noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkt sich eine Märtyrer=Wahrheit, sobald er mit Blute gefärbt dastehet. Eben durch dergleichen gewaltsame Schleichmittel sind Irrthümer, die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen, von denen die Betrogenen in kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas zu schaffen gehabt, so wenig die Politik es je zum Zweck gehabt hat, reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang, und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitphrasen dieser oder jener Parthei, oder wie die Griechen sagen, von der Svada mit der Geißel in der Hand täuschen.

Drittens. Das einzige Mittel, wie man dem Wahn beikommen kann, ist, daß man ihm nicht beizukommen scheine. Man schütze sich vor ihm und lasse ihn seines Weges wandern; oder man zerstreue ihn und bringe ihn ohne gewaltsame Ueberredung unvermerkt auf andre Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele, daß mitlei=

dige Krankenwärter von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber theilet sich leichter mit, als Krankheiten der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben; alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt, daß man sie isoliret.

Viertens. Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrthum, von welcher Art sie seyn mögen. Lasset den Wähnenden seinen Wahn, den anders Meinenden seine Meinung vertheidigen; das ist, ihre Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem bestrittenem Irrthum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube, Wahrheit könne je durch bewaffneten Wahn gefangen, oder gar ewig im Gefängniß festgehalten werden! Sie ist ein Geist und theilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Oft darf ihr Ton an Einem Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Contraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an; und zuletzt gilt ein lange und vielgeläuterter Wahn den Menschen für Wahrheit.

47.

Seneka sandte seinem Freunde Lucil fast in jedem seiner Briefe einen Denkspruch zum Geschenk; was soll ich Ihnen für die mitgetheilte Vorlesung senden? Soll ich Sie nach Ariost a) in jenes Mond-Thal führen, wo Astolf so viele Resultate des menschlichen Wahnes und Wahnsinnes erblickte?

Le lacrime e le sospiri degli amanti,
L'inutil tempo, che si perde a gioco,
E l'ozio lungo d'uomini ignoranti,
Vani disegni, che non han mai loco;
J vani desideri sono tanti
Che la più parte ingombran di quel loco,
Ció che in somma qua giù perdesti mai,
La sù salendo ritrovar potrai.

Lieber bleiben wir auf der Erde, und wollen, auch mitten unter gefärbten Nebeln des Wahnes und Wahnsinns die Burg der Wahrheit suchen.

Nicht alles ist Wahn und Traum im Gebiet der Menschheit; es giebt für uns insonderheit im Praktischen, im Moralischen eine gewisse, sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht

a) Orlando furioso, Cant. XXIV. Str. 75. 77. 79. 81. A. d. H.

auch mitten im politischen Geräusch; sie spricht für jeden, der sie hören will, in seinem innersten Herzen und straft jede Syrenenstimme gefälliger Meinungen Lüge. Auch in den dunkelsten Zeiten schien ihr Licht in reinere Seelen; auch in der größesten Verwirrung der Welthändel war sie dem Unbefangenen ein sicheres Richtmaas.

Können Sie sich z. B. verworrenere Zeiten als die Zeiten der Ligue und der Religionsgährungen in Frankreich denken? Und siehe, nebst vielen andern hellen und aufrichtigen Geistern erschien und schrieb in ihnen der Präsident de Thon seine Geschichte. Wollen Sie bei dem langen Werk in einem kürzern Inbegriff bemerken, wie hoch er sich über Wahn und Vorurtheile seines Standes, seiner Geburt, seines Landes, seiner Secte, seiner Zeit hinwegschwang: so lesen Sie nur die Stellen, die von der Spanischen Inquisition weggestrichen wurden, die Lästerschriften, die Scioppius und Machault gegen ihn schrieben, und seine linde Antwort dagegen im Gedicht an die Nachwelt, Posteritati a). Er, der

a) Alles dies findet man im 7ten Theil der Londner Ausgabe von Thuans Ge-

den größeren Sieg erkämpft hatte, vom Wahne frei zu seyn, erhielt auch den viel leichteren, den Verläumdungen, den Verfolgungen des Wahns sich klug zu entziehen oder beherzt entgegen zu treten. Davon sind seine Briefe, davon die von ihm selbst über sein Leben gegebene Rechenschaft Zeuge. Hören Sie die wahre Dedication seiner Geschichte, sein Gebet an die Wahrheit.

Der Wahrheit.

Des Himmels Tochter, freundliche Wahrheit
Du,
Der Erde Schreckbild, strafende Wahrheit
Du,
Wo bist du hingeflohn, o Göttinn?
Du der Unschuldigen letzte Zuflucht!

Wohin ich wende meinen erspähnden Blick,
Wohin ich richte meinen verirrten Tritt,

schichte beisammen. Auch die commentarios de vita sua, in denen nebst andern das Gedicht Posteritati vorkommt. Die hier frei übersetzte Ode Veritati steht Tom. I. voran seiner Geschichte. In Gruters deliciis Poëtar. Gallor. fehlen Thuans beste Stücke gänzlich.

A. d. H.

Dich find' ich nirgend. Blindes Dunkel,
Trügender Wahn hat die Welt umfangen.

Doch wenn du von uns, von dem unseligen
Verfolgerlande zürnend die Flügel schwangst,
Und Dich mein Zutritt nicht erreichet,
Hörest Du mich in der Fern' auch gütig.

Du der Gemüther leuchtende Führerinn
O Du, der Nebel holde Zerstreuerinn,
Die, wann der Tritt uns fast ersinket,
Mächtigen, hebenden Arm uns reichet.

Daß nie von banger, nichtiger Furcht betäubt,
Daß nie von leerem blendenden Glanz verlockt,
Die Seele sich und Den verliere,
Der auch in Irre der Menschen Weg lenkt.

Du, die nicht Scheu, nicht trügliche Hoffnung kennt,
Du, die nicht Haß erschüttert, noch eitle Gunst,
Die der Verläumdung Bubenpfeile
Frei von des Redlichen Brust zurückwirft;

Den Ruhmeswehrten giebst du Unsterblichkeit,
Begrabnen Frevel ziehst du ans Licht hervor
Und Recht und Unrecht bringet Deine
Mächtige Stimm' in das Ohr der
Nachwelt,

Unwiderrufbar! Keine der webenden
Drei Schicksalsschwestern los't, was die andre spann;
Und was der Wahrheit heiliger Rechtspruch
Göttlich entschieden, das bleibt gerichtet.

Wer Dich, o hohe Göttinn, wer Dich verehrt,
Der betet Gott an! Immer ein Herr sein selbst
Spricht er der Wahrheit Recht, und übet
Jede der Pflichten für Menschen menschlich.

Nicht nach der Willkühr stolzer Trimalcions
Wird Er entscheiden, lüstend nach ihrem Mahl;
Wird nie ihr juckend Ohr mit süßem
Menschenverderblichem Murmeln kitzeln.

Für Freunde leben, leben fürs Vaterland,
Den Frevel scheuen mehr als den bittern Tod,
O Wahrheit, dies ist seine Ehre,
Dies sein Beruf und sein innrer Lohn dies.

Herab vom Himmel senke dich, Königinn,
Und mit dir komme strenge Gerechtigkeit,
Und Schaam und Treu' der Erde wieder
Und die so lang' uns entflohne Einfalt.

Wir warten Deiner. Waffen und Nerv' und Arm
Erwarten alle, Göttinn, von Dir allein! —
Der Zeiten letzte nahn; es altert
Blöde die Welt und erträumet Wahnsinn.

Schau her, wie hebt dort, Flammen und Schwertern selbst
Unüberwindbar, trotzend die Hyder sich;
Zehn Häupter fallen und aus jedem
Blutenden steigen der Häupter tausend.

Des Wahnes Weltmeer wälzet der Meinungen
Auf Wellen Wellen; Religion erseufzt
Im Schiffbruch, und der Liebe Bande
Lösen sich auf und der Boden sinket.

Herab vom Himmel senke Dich, Königinn,
Mit Deiner Rechte stürzend des Unthiers Brut,
Die süßes Gift den trägen Fürsten
Täuschend in goldener Schaale reichet.

O Du im Schiffbruch helfende Retterinn,
Dem tollen Aufruhr frevelnder Meinungen,
Der Lüsternheit und Frechheit steure,
Steure der heuchelnden Lüg', o Wahrheit.

48.

Gewiß, eine Fabel muß im Kreise der Gesellschaft erfunden werden. So erfand Aesop die Seinen; sie flogen ihm gleichsam, wie der Hauch lebendiger Gegenstände, aus Veranlassungen zu; darum ist der Geist in ihnen auch jetzo noch lebendig. So sind des la Fontaine, Gleims, und aller guten Fabeldichter Erzählungen entstanden: selbst wenn sie alte Erfindungen aufnahmen, verjüngten sie diese, und erzählten sie jetzt für ihre Gesellschaft. Wer sich hinsetzt und eine trockene Lehre, einen dürren Sittenspruch in eine Schale nähet, dem ist die wahre Fabelmuse nie erschienen.

Als neulich in einer Gesellschaft von den unverstandenen Namen Aristokrat, Demokrat u. s. gesprochen und disputirt war, trat wie ein freundlicher Genius Einer aus der Gesellschaft zur Königinn des Festes, rührte ihre Scherpe an, und sagte diese

Fabel.

Laß Dir ein Mährchen erzählen an Deinem
heutigen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn dir beliebt,
Vergnügen Dir bringet.

Seh' ich nicht hier ein Band, von Gold
und Seide gewirket,
Von der weicheren Hüfte herab zur Ferse dir
fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort, und redeten also:

Der Goldfaden.

„Nein! ich kann es nicht dulden, mit diesen seidenen Fäden
Länger hier in Gemeinschaft zu leben. Sie sind
so gering'rer
Herkunft als ich. Ich stamme vom Scepter
Jupiters selber.

Gold ist der Dreizack Neptuns, und golden die
Krone des Pluto."

Der Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehre! Ich bin nicht
gegrabenes Gold nur,
Aus der Fäule der Erd' und rohen Felsen ge-
scharret;
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem
Saft mich,
Zog mich aus seinem Busen und spann mit Kunst
und Geschick mich.
Jetzo tragen die Könige mich und die Herren
an Festen;
Weit gefälliger bin ich, als Dein beschwerli-
cher Reichthum."

Der Leinfaden.

„Was erzählt Ihr euch hier? und sprecht
von euren Verdiensten?
Bin nicht Ich der Erde, des Wassers holdester
Zögling?
Mich erzeugte die thauende Nacht; der strah-
lende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die golde-
nen Fäden

Unterstütz' ich allein; sonst würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt' und trag' empor sie zum Glanze;
Und verbarg mich bescheiden, verlange nicht selber zu schimmern."

Also sprachen die Drei. Und was geschahe? Sie trennten
Zürnend sich von einander, und rissen, und wollten nicht weiter —

Nun lag ohne Zierde das Band, und ohne Gestalt da;
Das in stolzer Schöne vorhin die Hüfte gegürtet,
Hatte nicht Form noch Werth; verachtet fiel es zur Erde.

Kaum war das Mährchen geendiget, als Die, an welche es gerichtet war, aufstand und mit Genehmigung Aller die weisse Scherpe, als ein Zeichen des Friedens im Saale der Gesellschaft aufhing. Mit guter Wirkung: denn wenn im Taumel der Worte nachher die genannten Friedensstörer jemanden nur auf die Lippe traten; sogleich ward auf die Scherpe

gewiesen. Die drei Fäden sprachen ihre stumme Lehre und der Ton der guten Gesellschaft stellte sich wieder her.

49.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
mancher Seligkeit goldnes Bild
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
wo ein Sterblicher gehen will —

Gilt dies vom Schicksal einzelner Menschen, wie viel mehr vom Schicksal der Völker und Reiche!

Eben habe ich die Geschichte des Herzogs von Bourgogne, Enkels Ludwigs 14., Vaters Ludwigs 15. mit sonderbaren Empfindungen gelesen a).

Sie wissen, daß dieser Prinz ein Zögling Fenelons war; die Unarten, die das königliche Kind an sich hatte, als Fenelon zu ihm kam, werden auch in dieser Geschichte nicht verschwiegen. Lesen Sie nun, wie Fenelon

a) Vie du Dauphin, Pere de Louis XV. ecrites sur les memoires de la Cour, enrichés des ecrits du même Prince, p. l'Abbè Proyart, Lion 1782.

sich dabei betrahm, und was für einen vortreflichen, nicht nur Hoffnungs = sondern wirklich Fruchtreichen Charakter er aus dem Prinzen gebildet; und ein süßes Erstaunen wird Sie ergreifen. Sie sehen hier den Prinzen ungeschmeichelt, in seinem ganzen Leben und Wesen, bei Hofe, im Felde, im Cabinett, zu Hause, gegen den König, gegen seine Gemahlinn, gegen Hofleute, Erzieher, Lehrer, Hausgenossen handeln. Handeln; nicht nur sprechen oder denken. Und allenthalben ist er sich gleich, allenthalben bleibt er die edle, standhafte, in größester Stille wirkende Seele. Es ist, als ob Fenelons Geist ihn nicht umschwebe, sondern erfüllt habe; Fenelons Denkart ist in die seinige verwebet.

Sage nun jemand, daß Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung; oder vielmehr er wirds, bis ans Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an, wie er erzogen werde? Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die einzige Erziehung, die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre. Und wohl dem Prinzen, dem ein Fenelon zum Erzieher ward! Wohl jedem Erzieher, dem Fenelon zum Muster dienet!

Sage jemand, daß bei Prinzen keine Erziehung möglich sey. Am Hofe Ludwigs 14., des eigensinnigsten Königs, mitten unter Schmeicheleien, Verderbnissen und Verführungen der Zeit, an einem Kinde von auffahrendem, gebieterischen, Geburtsstolzen, launischen Charakter war sie möglich, und erprobte sich in den verworrensten Verhältnissen, in den schwersten Scenen.

Sage jemand endlich, daß Prinzen keiner Dankbarkeit, keiner Freundschaft fähig sind. Auch unter dem äußersten Haß Ludwigs 14. gegen Fenelon blieb der Herzog und Dauphin seinem Freunde treu bis ans Ende seines Lebens.

Und dieser schonte ihn auf keine Weise. Sie finden einige Briefe Fenelons in dieser Sammlung; die übrigen (unersetzlicher Verlust!) verbrannte Ludwig mit eigner Hand nach seines Enkels Tode; vermuthlich, weil er sich selbst bei seinem Haß gegen diesen würdigen Mann so sehr im Unrecht fand, und mit den Briefen sein eignes Unrecht zu vertilgen glaubte. Denn nie versöhnte sich Ludwig mit Fenelon, auch nicht auf den Brief, den dieser ihm sterbend schrieb. Der Monarch wollte den Erzbischof nicht unrechtmäßiger Weise gehaßt haben.

Gut, daß der Monarch die Papiere des Prinzen mit jenen Briefen, (deren keine Zeile Er schreiben konnte,) nicht auch verbrannte. Sie sind in langen Stellen hier gedruckt; Fenelons Geist athmet in jedem Grundsatz, so wie in der ganzen, sehr reinen und edeln Schreibart. Nur siehet man auch, daß ein Prinz diese Grundsätze gedacht habe; sie sind, wenn ich so sagen darf, gedrückter, beschränkter, als sie in Fenelons Seele blühten; aber Ehrenvoll, schön, königlich, fürstlich.

Ausziehen will ich nichts aus diesen Maximen. Dem Geist des Zeitalters und der Denkart Fenelons gemäß ehren sie die Stände ungemein, machen die Religion zur Basis der Reichsverfassung, und sind dem Protestantismus nicht günstig. Dagegen enthalten sie von den unerlaßbaren Pflichten aller Stände und des Regenten selbst alle die Grundsätze, die wir in Fenelons vortreflichen Rathschlägen an einen König finden. Wenn diese viel eigentlicher das livre d'or sind, als was gewöhnlich den Namen führet: so kann man die Aufsätze des Dauphins ohne Schmeichelei dem Buch des Marc-Aurels an die Seite setzen, nicht als das Werk eines Mannes, sondern als die Vorübung eines Jüng-

lings; nicht als System, sondern nach Zweck und Absicht.

Und wie er schrieb, so handelte der königliche Jüngling. Sobald er, welches ihm sehr schwer ward, das Zutrauen Ludwigs gewann, veranlassete er Berichte aus allen Provinzen des Landes nach Punkten, die er selbst aufgesetzt hatte, die allenthalben ins Einzelne gingen und zeigten, daß der Kronerbe alle Bedrücknisse des Reichs in allen Ständen Classenweise kannte. Als Feldherr hatte er im Kriege sie kennen gelernt, und er besaß gerade den eisernen Fleiß, die unerschütterliche Stetigkeit des Willens, diesen Uebeln auf den Grund zu kommen und ihnen einmal, wenigstens Theilweise, abzuhelfen.

Die Berichte liefen ein, zwei und vierzig Bände in Folio; und die Beschwerden, die Mängel und Mißbräuche überstiegen den Begriff des Redacteurs, des bekannten Grafen Boulainvilliers so weit, daß er sie sich dem Prinzen nicht vorzulegen getraute. Dieser aber las doch, las dabei die eingeschickten einzelnen Klagen, Beschwerden und Verbesserungsvorschläge, mit dem großen Grundsatz: „daß wenn in einem ganzen Bande chimärischer Speculationen sich auch nur Eine nützliche Beob-

achtung fände, man die Zeit nicht bedauern müsse, die man aufs Lesen verwandt hat." Die Mittel, diesen Verderbnissen abzuhelfen reiften in der stillen Seele des Prinzen ——

Und nun? Trauren Sie, meine Freunde; die muntre Gemahlinn des Prinzen, die er zärtlich liebte, stirbt, von den Aerzten hingerichtet; innerhalb sechs Tagen stirbt der Prinz ihr nach, im dreißigsten Jahr seines blühenden Lebens. Lesen Sie die Geschichte seiner Krankheit, den Eigensinn Ludwigs dabei, das Ende des Prinzen; unwissend Ihrer wird eine Thräne in Ihr Auge treten, und was wird dabei Ihr Wort seyn? Fenelon sagte, als er die traurige Nachricht vernahm: „Meine Bande sind gelöset; nichts hält mich mehr an der Erde." Ludwig dagegen sagte „ich preise Gott für die Gnade, die er ihm geschenkt hat, so heilig zu sterben, als er lebte." Der König ertrug, (so sagt ein Geschichtschreiber,) alles als Christ, glaubte daß Gott das Reich um der Sünden willen seines Königes strafe, betete seinen Richter an, und keine Klage entfuhr ihm —

Wir, die wir keine Könige sind, dürfen keine so erhabne Gleichgültigkeit äußern. Wir können aufrichtig und herzlich bedauern, daß

die Vorsehung dem zu Grunde gerichteten Reich einen so geprüften, so festen, so thätigen König, auch nur auf funfzehn oder zwanzig Jahre zu schenken nicht genehmigte. Hätte er in diesen nur den hundertsten Theil seiner reifgewordenen Entschlüsse ausgeführt, und nur den tausendsten Theil der Uebel, deren er sich erbarmte, gehoben; wie anders wäre der Zustand und die Geschichte Frankreichs seit einem Jahrhunderte geworden! — Nun aber kam nach wenigen Jammervollen Jahren statt unsres Bourgogne der Held aller Ausschweifungen Orleans, und statt des Staatsklugen Fenelons der ruchloseste der Menschen, Du Bois ans Ruder. Die ewige Unmündigkeit Ludwig des Vielgeliebten folgte, und wie es seitdem in Frankreich beschaffen gewesen, ist Welt- und Staatskundig. Die Memoirs von St. Simon, Du Clos, Richelieu, du Terray u. s. führen uns in einen so tiefen Abgrund von ungebundener Lüderlichkeit, und frevelhafter Unordnung, daß Jude, Christ, Heide und Türk über das Resultat äußerst besorgt und zugleich sehr einig seyn mußten — —

Was ist hierauf zu sagen? Gegen die Vorsehung zu murren, wäre albern: denn

wenn wir sie auch zur eigenthümlichen Schutzgöttinn Frankreichs und der Bourbons personificirten, ja ihr dabei die Waage des Jupiters auf Ida selbst in die Hand gäben; in die Eine Schaale legt sie die Gräuel der alten festgewurzelten Reichsverwaltung, einen ungeheuren Berg; in die andre Schaale den jungen, von ihr geliebten Kronerben. „Was kann Er zu diesem Gebirge thun? wird er nach wenigen Jahren es vielleicht noch thun wollen? Er entschlafe also, den Tod eines Heiligen, eines von Gott geliebten, und es gehe der Ordnung der Dinge nach, nach welcher der fortgerollte Schneeball wächst, bis er schmilzt, die Gräuel sich thürmen, bis sie das Gleichgewicht verlieren.

Wir sind also auch des Glaubens vom großen Ludwig, „qui souffrit tout en Chretien, il crut, que Dieu punissoit le Royaume des faults de son Roi: il adora son Juge; nulle plainte ne lui echappa;“ erinnern uns dabei aber jenes alten Judengottes, der mit unköniglichem Bedauren sprach: Dich jammert des Kürbis; und mich sollte nicht jammern u. s. Lesen Sie die Worte selbst im unruhigen emigrirten Propheten. Jonas 4, 10—12.

Ueber die Vergänglichkeit.
Eine Ode von Sarbievius.

Menschlichem Elend wär' es eine Lindrung,
Sänken die Dinge wieder wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu steigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig Leben erworben.

50.

Die Griechische Philomele ist noch nicht verstummt; auch hat sie ihren Schmerz noch

nicht vergessen. Sie klagt das Unrecht, das ihr von Menschen geschah und erweicht mit ihrem Gesange das Herz, sich von gleichem Unrecht zu enthalten.

Flet Philomela nefas; neque adhuc de pectore caedis
Effluxere notae, signataque sanguine pluma est.

Als ihre Schwester, die Schwalbe, sie aus der Einsamkeit des Waldes in die Gesellschaft, in die Häuser der Menschen schmeichelnd einlud:

Komm' in das Feld, komm' in die Wohnungen
Der Menschen. Mit mir sollst du da vergnügt,
Geliebt von ihnen wohnen, wo du nicht
Den Thieren mehr, wo du dem Landmann singst.
Ach, sprach sie, laß mich hier in meiner Einsamkeit;
Der Menschen Umgang bringt mir nur das Unrecht.
Den Schmerz zurück, den ich von ihnen litt.

Am liebsten nimmt diese alte Philomele an den stummen Klagen der Menschen Theil, die sich ihrer Einsamkeit nahen. Sie bemerkt die Minen ihres verschwiegenen Grams, den sie selbst einst ihrer Schwester nur in stummen Bildern entdecken konnte; seit ihr die Götter ihre Stimme wiedergaben, gebraucht sie dieselbe also am liebsten zum Trost des Sprachlosen Kummers der Menschheit.

Einen ihrer Gesänge belauschte ich neulich zu einer Zeit, da Nachtigallen sonst schweigen, und theile Ihnen solchen, wie ihn ein Freund aufschrieb, mit:

Philomele in T.

Hast du die Klagen gehört, die jüngst vom einsamen Aste
An den Ufern der Ilm Philomela tönte? Mir kamen
Einige Laute davon; vernimm von ihnen den Nachhall.

„Wie so Blätterlos ist der Hain! Wie leer das Gesträuche!
Keine Stimme ertönt, als nur der Raben und Elstern

Helfres Geschrei. Es klettert und pfeift die diebische Meise
An den Orten, die sonst nur meine Lieder erfüllten.

Ach, wohin ist der Geist der Liebe geflohen? wo ist er,
Und wo soll ich ihn finden? Wer wird ihn wieder erwecken?
Wann wir umher im Kreise der schattigen Ulmen, der Pappeln,
Saßen, und uns erweckten zu zärtlichen Liedern: ein Ton sucht
Lockend den andern; es schlägt von der Brust des antwortenden Sängers
Lauter die Liebe zurück ans Herz des rufenden: wechselnd
Streitet im brünstigen Zwist der Gesang. Es schallet vom Felsen,
Schallt aus dem Haine wieder: es hebt der glänzende Bach sich
Liebeschwellend empor; von athmenden Blüthen und Zweigen
Haucht balsamischer Duft umher durch die Lüfte, und leise
Regt sich die schweigende Nacht mit Thaubefeuchteten Schwingen.

Aber der Menschen holdes Geschlecht; wie seh' ich sie traurig
Jene Gefilde durchwandeln! Wie fremd' am Blick und von Ansehn!
Wohin wendt sich ihr trüberes Aug'? Ach, hin zu den Scenen
Voll des Mordes und Bluts! O ruft die Sinnen zurücke!
Warum sie tauchen in Gräul und Elend der Menschen? Wer wird euch
Künftig erwecken die Brust zu sanftern, holdern Gefühlen?
Wird dann das beste Glück des Lebens, die Freiheit, so theuer,
So mit Strömen des Blutes erkauft? Wer wird sie erkennen,
Wer die schmalere Grenze, wo Recht sich scheidet vom Unrecht?

Blicke des Argwohns begegnen dem Freund' aus dem Auge des Freundes.
Jedes festere Band des Lebens knüpfet und lös't sich
Nur durch Unwill und Wuth. Ich sehe den stilleren Weisen
Einsam wandeln; sein Haupt deckt trüber Tiefsinn; es hänget

Zitternd über demselben das Schwert der Entscheidung; ihm tönen
Nicht mehr die Lieder ins Ohr der zarten Liebe, der Freundschaft,
Der erweckten Natur, des süßen traulichen Umgangs.

Und o das blühende Mädchen! Ihr Hauch belebte die Wüste,
Wann die Wüste beleben sich könnte. Von ihrem Gesange
Uebersteigen die Stralen die meinigen. Wäre zur Blume
Sie des Haines geschaffen, kein Blümchen glich ihr an Reize,
Keines an himmlischem Glanz noch Duft. Sie senket ihr Auge
Nieder vom nackten Gipfel der hocherhabenen Ulme
Auf das verödete Land, und in sich ersterben die Stralen."

Also sang vom schwankenden Ast weißagend der Vogel,
Und der Nordwind verstummte; es nahten sich lindernde Weste

Aber es schwebt' in der Höh' mit ausgesprei-
teten Rudern,
Und mit gierigem Aug' ein Geyer, dürstend
nach Blute.
Dieser ersah den lieblichen Sänger, und stürzt
von der Höhe,
Faßt und drückt ihn gewaltig mit krummge-
spitzeter Klaue,
Reißt ihm die blutende Brust auf, und hackte
begierig sein Leben.

Nicht ein leiser wimmernder Laut ward
weiter gehöret,
Es entfloh die Seele mit stiller Wehmuth von
dannen.

Ilicet (heu miseram!) tua Daulias exspi-
rauit!
Jane, graui moestum tacta dolore jecur.
Quid miseram dixi? Fatumne beatius
vllum est,
Talia cantantem quam potuisse mori?

51.

Wären Kränze der Belohnung in meiner Hand: so sollten mir außer den Einrichtungen, die das Bedürfniß fodert, besonders auch die

Bemühungen werth seyn, die den gehässigen Wahn der Menschen unvermerkt zerstreuen, und gesellige Humanität befördern. Nichts ist dem Wohlseyn der lebendigen Schöpfung so sehr entgegen, als das Stocken ihrer Säfte; nichts bringt den Menschen tiefer hinab, als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken, seiner Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche.

Also auch die Schriftsteller, die uns von der Stelle bringen, die das plus ultra auf leichte und schwerere Weise ausüben, gesetzt, daß sie auch keine neuen großen Resultate erjagten, wären mir sehr gefällig. Ein Mensch, der sich um Wahrheit bemühet, ist immer Achtenswerth, wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt, daß diese auch bei weitem nicht Endzwecke wären. Denn was ist Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedes gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich.

Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine einzige Wahrheit ausgemacht haben, (welches doch ohne Wortspiel nicht behauptet werden kann) gnug, sie bestrebten sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles, was er auf diesem Gange er-

funden und geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen. Der philosophische Geist ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und Zunftphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortdringen oft schädlich.

Insonderheit ist der philosophisch-moralische Geist, der die Sitten der Menschen betrachtet, ihre Farben scheidet, und wenn ich so sagen darf, ihr Inneres auswärts kehrt, eine wahre Gabe des Himmels, ein unserm Geschlecht unentbehrliches Gut. Stimme man nicht das alte Lied an: „Menschen sind Menschen! sie sind, was sie waren, und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?“ Denn diesem faulen trübsinnigen Wahn stehet mit nichten die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziel gelangten, müssen wir deßhalb nicht in die Rennbahn? Ja wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre, und je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rückte, haben wir deßhalb nicht Schritte gethan? haben wir uns nicht beweget? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn

keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Vor andern scheinen mir die Moralisten wünschenswerth, die uns mit uns selbst in ernste Unterhandlung zu bringen vermögen, und uns auf eine scherzende Weise durchgreifende Wahrheit sagen. Ich lasse der Akademie und Stoa ihren heiligen Werth; Plato und Mark-Aurel nebst ihren Genossen werden dem Menschen, dem seine Bildung Ernst ist, immer und immer Schutzgeister, Führer, warnende Freunde bleiben; wenn aber z. B. Horaz auf eine ernsthaftscherzende Weise sich selbst zum Gegenstande der Moral macht, wenn er an sich und an seine Freunde im Ton der Vertraulichkeit mit leichter Hand das schärfste Richtmaas leget, und die Heuchelei, den Aberglauben, den Sittenstolz, den Wahn und Dünkel von uns lieber fortlächelt als fortgeisselt, wenn er an sich und andern zeigt, daß man nicht im Aether hoher Maximen schweben, sondern auf der Erde bleiben und täglich in Kleinigkeiten auf seiner Hut seyn müsse, um nicht mit der Zeit ein Unmensch zu werden; wer kann dem Dichter da den Fleiß vergelten, den er, damit seine zarten Sittengemälde der Nachwelt werth würden, auf sie als auf wirk-

liche Kunstwerke gewandt hat? Diese Kunstwerke sind nicht nur lebendig, sondern auch belebend; ihr moralischer Geist geht in uns über; wir lernen an ihnen nicht dichten, sondern denken und handeln.

Jedem, der sich mit Horaz für andre würdig beschäftigen konnte, möchte ich, wenn Verdienst sich beneiden ließe, sein Verdienst beneiden. Auch unser Deutsche Uebersetzer der Briefe und Satyren dieses Dichters, Wieland, hat vorzüglich durch den Commentar derselben, jedem feineren Menschen eine belehrende Schule der Urbanität eröfnet. Was Shaftesburi in seinen Schriften für den Römischen Dichter überhaupt ist, dessen moralische Kritik sich bei ihm allenthalben äußert; das ist unser Uebersetzer im schwereren Einzelnen, für Jünglinge sowohl als für Männer.

Nach der langen Nacht der Barbarei brach endlich auch unter den Europäischen Völkern für die feinere Moral eine Morgenröthe an. Die Provenzalen und Romandichter der mittleren Zeiten waren ihre Vorboten; Weiber und Männer aus allen, auch den vornehmsten Ständen, suchten die Philosophie des Lebens wieder in die Welt einzuführen, und streueten ihr wenigstens Blumen. Sie erschien endlich,

diese Philosophie, unter mehreren Nationen; und jeder Tritt soll uns heilig seyn, wo sie gewandelt. Sollte das böse Schicksal es wollen, daß ganze Länder Europa's, (verhüte es der gute Genius der Menschheit!) wieder in die Barbarei versänken: so wollen wir, die an den Gränzen des Abgrundes stehen, die Namen und Schriften Derer, die einst der Humanität dienten, um so heiliger bewahren. Sie sind uns alsdann Reste einer versunkenen Welt, Reliquien zerstörter Heiligthümer.

Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinweg rief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Du-Clos; was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.

Die Britten haben durch das was sie humour nennen, die Fehler des humour's selbst dargestellt, und dadurch die Unregelmäßigkeiten, das Ausschweifende und Uebertriebne in menschlichen Charakteren dem Gelächter Preis geben, dem moralischen Urtheil ins Licht setzen wollen. Da uns Deutschen dieser humour, (leider oder Gottlob?) fehlet, indem unsre

Thoren meistens nur abgeschmackte Thoren sind: so ists für uns, in diesen fremden Spiegel zu sehen, gewiß keine unnütze Beschäftigung. Der Flügelmann exercirt vorspringend, damit der Soldat im Gliede, und der steife Rekrut exerciren lerne.

Aeußerst Deutsch wäre es aber, wenn wir diese Uebertreibungen für Schönheit nehmen und Shakspe r's, Addison's, Swift's, Fielding's, Smollet's Sterne's humoristische Figuren als Vorbilder des moralisch-guten Geschmacks ansehen wollten. Dichter und Uebersetzer wären an diesem Stumpfsinn wenigstens sehr unschuldig.

Dank also auch jedem guten Uebersetzer guter brittischen Humoristen. Und wir wissen alle, wenn wir in Deutschland vorzüglich hiebei Dank zu sagen haben, dem Uebersetzer Yoriks, Sterne, Fielding's, Smollets, Goldsmith's, Cumberlands, u. f. Die Bode'schen Uebersetzungen der empfindsamen Reisen, des Tristram - Shandy, Thomas Jones, Humphrey Klinkers, des Landpriesters von Wackefield, des Westindiers sind in Aller Händen.

Für unser Nordisches, angestrengtes und bedrücktes Leben sind überhaupt alle Schriften

wohlthätig, in denen unser Geist abgespannt, erweitert und milde gemacht wird. Immerdar sich zu spornen, andre zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unablässigen Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels Zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unablässige Eifer anders wohin aus, als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann, als durch eine Darstellung dessen was sie ist, durch eine leichte frölliche Nachahmung ihrer eignen Charaktere. Da lacht der Thor, falls er noch lachen kann, über sich selbst; und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibnitz meint, die ernsteste Wahrheit.

Nachschrift des Herausgebers.

Statt einer langen Anmerkung erlaube der Leser mir hier eine Stelle mitten unter fremden Briefen.

Der Mann, an den zu Ende des vorstehenden Briefes mit dem verdienten Lobe gedacht war, war mein Freund, und er ist nicht mehr. Eben da ich diesen Brief zum Druck übersehe, wird seine Leiche begraben; aber ein Theil seines Geistes, und seine redliche Mühe wird, hoffe ich, in unsrer Sprache noch fortleben, so wie sein Andenken im Herzen seiner Freunde.

Bode war mehr als Uebersetzer; er war ein selbstdenkender, ein im Urtheil geprüfter Mann, ein redlicher Freund, im Umgange ein geistiger, froher Gesellschafter. Und doch war sein Charakter noch schätzbarer, als sein Geist; seine biedern Grundsätze waren mir immer noch werther, als die sinnreichsten Einfälle seines muntern Umganges. Er hatte viel erlebt,

viel erfahren; in seinen mannichfaltigen Verbindungen hatte er Menschen aus allen Ständen von Seiten kennen gelernt, von denen wenige andre sie kennen lernen, und wußte sie zu schätzen und zu ordnen.

Die Schwärmerei hassete er in jeder Maske, und war ein Freund so wie der gemeinen Wohlfahrt, so auch des wahren Menschenverstandes. Der betrügenden Heuchelei entgegenzutreten war ihm keine Mühe verdrießlich; gern opferte er diesem Geschäfte Zeit, Kosten und Seelenkräfte auf, die er sonst abwechselnder, vielleicht auch einträglicher hätte anwenden mögen. Viele seiner Freunde in mehreren Provinzen Deutschlands kennen ihn von dieser Seite; und wer einer standhaften Mühe in redlicher Absicht Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wird das Verdienst eines Mannes ehren, der in seinem sehr verbreiteten Kreise vielem Bösen widerstand, und in seiner Art, (nicht politisch!) ein Franklin war, der durch die Mittel, die in seiner Hand lagen, der Menschheit nichts als Gutes schaffen wollte, und gewiß viel Gutes geschafft hat. Großmuth war der Grund seines Charakters, den er in einzelnen Fällen mehrmals erwiesen; nach solchem nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute,

vergessener Armen, der Gekränkten, der Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit.

Auch seine Uebersetzungen hatten diesen Zweck, und sein Fleiß dabei war unermüdet. Er bewarb sich bei ihnen sowohl um die Eigenthümlichkeit des Gedankens, als des Ausdrucks; mithin arbeitete er in beiden Sprachen. Er, Leßings Freund und bei einer Schrift sein Mitübersetzer, wollte nie ein Sprachverderber, wohl aber mit Urtheil und Prüfung ein Erweiterer der Sprache werden. Die falschen Nachahmungen in seiner Manier hassete er eben sowohl als die Nachäffungen der Charaktere, die er dem Deutschen Publikum verständlich machte; er übersah und übersetzte sein Buch als ein Mann von gesundem Verstande.

Ein schätzbares Geschenk, das er uns hätte geben können, wäre die Beschreibung seines eignen Lebens gewesen. Schonend und bieder sagte er aber: „Von meiner Seite würde es anmaassend scheinen; andre würde es compromittiren. Ich will in Friede schlafen.“

Und so schlafe er denn in Friede! Sein Ende kam, wie seine Freunde es wünschten, ohne langwierige Krankheit; fast bis an seinen Tod hin war er unverdrossen geschäftig. Viele

Gute halten ihn werth. Unweit dem Künstler Kranach liegt er begraben.

52.

Als ich in Ihren Briefen die Fragmente über die Humanität Homers in der Iliade las, fiel mir ein Schriftsteller ein, der vor Jahren nicht recht nach meinem Sinne gewesen war, Thomas Gordon über den Tacitus a). In der Jugend muß man keine politische Betrachtungen, weder Gordon noch Tacitus lesen; sie machen uns eine zu ernste, zu saure Mine. Man siehet die Welt alsdann noch gern von der fröhlichen Seite an und hasset den grübelnden Tadel.

Ueber den Tacitus änderte sich mein Urtheil, als ich ihn in reifern Jahren las. Ich kam davon zurück, daß er ein Sauertopf sey, der üble Gerüchte und politische Grübeleien zu-

a) Das Englische Original kenne ich nicht. Die Französische Uebersetzung heißt: Discours historiques, critiques et politiques sur Tacite p. Gordon. Amst. 1742. Die Deutsche hat den unförmlichen Titel: Die Ehre der Freiheit der Römer und Britten nach Gordons Staatsklugen Betrachtungen über den Tacitus. Nürnberg, 1764. A. d. H.

sammengemischt hätte, (ein gemeines, aber äußerst falsches Urtheil;) wie sehr wünschte ich, Ihnen auch den Areopagiten Gordon, frei von seinen Schlacken, (Brittischen Vergleichungen und Epanorthosen) bloß als einen lichten und leichten Versuch über die Humanität des Tacitus zusenden zu können! Nicht leicht hat ein Schriftsteller so viele Gemüther tiefer an sich gezogen, als dieser Römer; wer ihn studirte, ward mit Geist und Sinn der Seine. Daher so viele Commentatoren des Tacitus; je redlicher es jemand meinte, je mehr er die politische Welt aus eigner Erfahrung kennen gelernt hatte, desto mehr liebte er den alten Geschichtschreiber und ward gar selbst sein Commentator.

Was Gordon über des Tacitus Charakter, über seine Denkart, seine Beschreibungen, seine Grundsätze, seine Moral, endlich über seine Schreibart behauptet, sagt eher zu wenig, als zu viel; so manches auch die lateinischen Stylisten, selbst der gute Lord Monboddo dagegen einzuwenden haben möchten. a). Nach allen Vorübungen, die wir im Deutschen als

a) Vor der Zweibrücker Ausgabe des Tacitus ist Crollius lange Vorrede über diese Materie sehr schätzbar. A. d. H.

Versuche seiner Uebersetzung gemacht haben, wünsche ich eine wahre Uebersetzung desselben; mich dünkt, unsre Sprache sey dazu vor allen andern fähig.

Als Proben von der edlen Denkart des Tacitus führt Gordon schöne Stellen an, z. B. wie Hermanns Gemahlinn, durch Verrath gefangen, unter andern edeln Frauen vor Germanikus geführt wird: „Segests Tochter, doch gleichgesinnter dem Gemahl als dem Vater. Auch überwunden kannte sie keine Thränen, kein flehendes Wort; sie hatte die Hände über ihren schwangern Leib zusammengeschlagen und sah auf ihn nieder.“ Wie Germanikus dem Teutoburger Walde nahend, in welchem die Gebeine des Varus und seiner Legionen noch unbegraben lagen, nun herzlich verlangt, dem erschlagenen Heerführer und seinem Heer der Menschheit letzte Pflicht zu leisten. „Da jammern alle, die mitwaren, über Verwandte, Freunde, über Kriegsunfälle, über der Menschen Schicksal. Sie kommen an den traurigen Ort; sie sehen Varus Lager, die Ueberbleibsel derer, die zurückgedrängt Rettung hatten suchen wollen, endlich das Feld voll weißer Gebeine, wie sie geflohen und gestanden, aus einandergesprengt und an einander

gedrängt gewesen waren; neben an lagen zerbrochene Spieße, und Pferdeglieder; an Baumstämmen waren angenagelte Köpfe; nahan im Walde standen die barbarischen Altäre, auf welchen Tribunen und Centurionen geblutet hatten. Und die dieser Schlacht, die der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten: „Hier fielen die Anführer der Legionen, dort wurden die Adler erbeutet; hier bekam Varus seine erste Wunde; dort gab er sich mit unglücklicher Rechte selbst den Tod. Auf dieser Höhe stand Hermann und sprach den Seinigen Muth zu; hier die Galgen, woran er die Gefangenen knüpfen, dort wo er die Adler und Feldzeichen verhönen ließ." Nach sechs Jahren also begrub eine Römische Armee ihre drei Legionen, und keiner kannte, wen er begrub, ob seinen Verwandten, ob einen Fremden? Jeder ward als Blutsfreund, als Verbündeter bestattet, mit desto größerem Zorn gegen den Feind, aufgebracht und traurig."

So führt Gordon die schöne Stelle über Tiberius an: „Seine Unthaten und Laster wurden ihm selbst zur Marterstrafe: denn vergebens habe der weiseste Alte nicht gesagt, daß wenn man solcher Unmenschen Inneres aufschliessen könnte, und Striemen und Wunden

der Seele auch sichtbar wären, wie Wunden des Körpers, man ihr Gemüth nicht anders, als von Grausamkeit, Wohllust, und übeln Rathgebern zerfleischt erblicken könnte."

Dergleichen Stellen führt Gordon mehrere an. Aber was sind sie außer dem Zusammenhange der Geschichte, die ihnen eigentlich Urkunde und Beleg ist? Die letzte Stelle z. B. beziehet sich auf des Tiberius meisterhaften, kurzen Brief an den Römischen Rath: „was ich Euch schreiben soll, meine Herren, oder wie ich schreiben oder was ich Euch jetzt nicht schreiben soll; alle Teufel mögen mich holen, (die mich täglich und stündlich plagen,) wenn ich das weiß!" Da konnte Tacitus hinzusetzen: „weder Glück, noch Einsamkeit konnten den Tiberius schützen, daß er die Quaal seiner Brust, und die Strafe, die er an sich selbst litt, nicht selbst bekennte."

Soll ich Ihnen von Gordon mehr erzählen? Nur seine Capitel will ich herschreiben. „Von Cäsars unrechtmäßigem Besitz der Herrschaft, und warum dessen Name weniger als des Catilina Name gehässig ist? Von Octavius-Augustus Ränken, seinem rachsüchtigen Gemüth, seinem Meineide, Grausam-

keiten, und den Begebenheiten, die zu seinem großen Namen beitrugen. Von der Liebe des Volks und Rathes, die er sich zu erwerben suchte. Von der Ehre, mit welcher ihm die Dichter geschmeichelt. Von dem falschen Glanz, den seine Nachfolger ihm verschafft haben. Vom Kaiserregiment. Vom Majestätsgesetz. Von Anklagen und Angebern. Von der allgemeinen Entehrung der Gemüther, und von der Schmeichelei, die eine unumschränkte Regierung begleiten. Vom Geist der Höfe. Ueber Armeen und Eroberungen. Ueber die Kaiser, deren Geschichte Tacitus beschreibt, über ihre Minister, ihre Unglücksfälle, und die Ursachen ihres Sturzes. Ueber die Bestechung der Minister. Von Finanzen, Volk, Adel, dem Aberglauben der Regenten u. s. —

Ein ganzes Staatssystem mit zahlreichen Beispielen und Sprüchen aus Tacitus belegt; zwar nicht im scharfsinnigen Weltgeschmack des Machiavellis, desto mehr aber, und bis zum Uebermaaße, mit aller Wärme eines ehrlichen, das Beste wollenden Mannes ge=

zeichner. Diderot rechnete Gordon unter seine liebsten Schriftsteller; schaden wenigstens wird er Niemanden, und muntert sehr zum eignen, verständigen Lesen des Tacitus an. Hätte er damit nicht seinen Zweck erreichet?

O daß wir den Tacitus ganz hätten! Warum müssen seine Jahrbücher gerade mit dem Tode des edlen Thrasea, seine Geschichtbücher eben vor Vespasian aufhören? Seiner Germania wegen ist Deutschland ihm besondern Dank schuldig; und vielleicht hat keine Europäische Nation mehr Ursache als sie, in Tacitus Manier ihre Geschichte nach der vortreflichen Grundlage, die er von Deutschland selbst gemacht, fortzuschreiben. Schenkte uns indessen nur ein zweites Kloster Corvei den ganzen Tacitus und in Absicht Deutschlandes seinen Gesellen, den Plinius wieder!

53.

Wie? wenn ich Ihnen für Ihren Schottischen Gordon einen Deutschen Commentator des Tacitus nennte, der Jenem an der Seite zu stehen wohl werth, aber desto unbekannter, desto ungeschätzter ist? Die bloßen Grammatiker haben von seinen Anmerkungen über diesen Römer sehr zurücksetzend gesprochen; sie sind

aber voll Kenntniß der Geschichte, voll Lebens- und Geschäftserfahrung, dabei mit so Deutscher Treue und Biederkeit, vor mehr als hundert Jahren geschrieben, daß sie für uns endlich doch ein lehrreiches Buch werden könnten. Es sind die sogenannten politischen Anmerkungen über Tacitus vom Mömpelgardschen Geheimenrath Forstner a).

Moser hat sich um diesen Mann verdient gemacht, daß er seine Lebensgeschichte, so gut er sie haben konnte, in sein patriotisches Archiv aufnahm. Eine Reihe Briefe desselben kennen Sie aus einer andern nützlichen Sammlung b). Wie? wenn Jemand, jedoch mit Auswahl und Zusammenstellung, Forstners Gedanken über Tacitus übersetzte, und Friedrich Carl Moser sie auch nur mit Wenigem commentirte; so käme dieser Reichthum bescheidener, geprüfter Gedanken doch einigermaaßen in Umlauf.

Ueberhaupt warum liegen die Betrachtungen verdienter Deutscher Staatsmänner voriger Zeiten bei uns so tief im Dunkel? Englän-

a) Christoph. Forstneri notae politicae ad C. Tacitum. Argent. 1650.
b) le Brets Magazin zur Geschichte.
A. d. H.

der, Franzosen und Italiäner haben die Ihrigen schön aufgeputzt; Wir stehen hierinn fast hinter Polen und Ungarn. Und doch ist das Geschäft- und Gedankenreich verdienter, Sachkundiger Männer einer Nation gleichsam der Stamm, ohne welchen sie kaum eine Nation, geschweige ein durchdachter, durch empfundener Staatskörper genannt zu werden verdienet. Die geographischen Gränzen allein machen das Ganze einer Nation nicht aus; ein Reichstag der Fürsten, eine gemeinschaftliche Sprache der Völker bewirken es auch nicht allein; ja letztere ist in Deutschland den Provinzen nach so verschieden; (große Striche sprechen ganz und gar eine fremde Sprache, ganze Classen der Menschen nehmen an Gedanken gar keinen Theil,) daß, wenn man dies alles zusammenhält, man es den Magistern nicht übel nehmen kann, wenn sie pro gradu noch bis jetzt über das Thema disputiren: „welche Regimentsverfassung Deutschland habe? oder ob die Deutschen eine Nation seyn?" Die spottenden Urtheile der Ausländer hierüber, auch wenn sie unserm Fleiß, unsrer Treue, unsrem Biedersinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sind bekannt. Sollte es also nicht der geringste Dank seyn, den man dem verstorbenen Diener erweiset,

daß man mit seinen Dienstleistungen auch die Gedanken, deren er sich dabei erkühnte, der Nachwelt nicht entziehe? Wenigstens bilden sodann doch die treuen Diener eine Kette, die Jahrhunderte durchreicht, und an die sich neue treue Diener anschließen mögen. Das Jahrhundert der Reformation erlaubte sich noch, auch über vaterländische Sachen laut zu denken; seitdem ward Alles Rang, Form und Stand, oder ging, sobald es ein eigner Gedanke schien, in die Archivgräber.

Daher dann, daß uns eine Geschichte Deutschlandes so lange gefehlt hat, und in manchen Theilen noch lange fehlen wird. Daher, daß unser Sleidan keine Ausgabe wie der Französische Thuan erlebt hat, und unsre Mevii, Verstandreich wie sie sind, den Montesquieu's, Clarendon's, Sarpi's andrer Nationen an Ruhm, Glanz, allgemeiner Bekanntschaft und Schätzung wohl nachstehen müssen. Daher, daß die Mozambano's, die a Lapide unter besonderm Schutz, immer also halbpartheiisch schreiben, wohl gar in fremde Länder gehn, oder Fremde seyn mußten. Daher endlich, daß die besten Schriften dieses Faches in Deutschland Vergleichungsweise wenig oder keine Wirkung thun: denn

oft ist mit jeder dritten Meile das politische Interesse der Deutschen Provinzen geändert.

Weit entfernt bin ich, hiemit eine Staatsklügelei nach Deutschland zu wünschen, die Gottlob unser Charakter nicht ist, und die jedem Volk verderblich gewesen. Raisonnirte Geschichte aber, raisonnirte Erfahrungen des Lebens aus allen Ständen, in allen Verhältnissen und Aemtern muß Jedermann wünschen. Durch die Vernunft lebt der Mensch, ob er gleich vom Brote lebet; die oft theuer erworbene Summe von Gedanken und Erfahrungen unsres Lebens ist auch ein Besitz, und jedes Glied des Staats gehört dem Ganzen nicht nur durch das, was es mechanisch that, sondern auch durch das, was es bei diesem mechanischen Thun dachte. Schweigen verständige Leute, so redet der Thor; der spricht sodann desto unbesonnener und lauter.

Mich dünkt, in Deutschland war zu neueren Zeiten Moser der Erste, der in dieser Art freimüthiger und bescheidner Biederkeit ein Beispiel gab. Stellet man ihn mit ältern Deutschen sogenannten Staatsmännern, Kulpis, Reinkingk, Veit Seckendorf zusammen, welch ein Unterschied! gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Sein Herr und Diener, seine

Beherzigungen, Reliquien, patriotische Briefe, sein Schutt zur Wegebesserung und was für Einkleidungen er sonst gewählet, sind einestheils mit einer so treffenden Wahrheit, anderntheils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre. Züge der Beredsamkeit sind in ihm, deren sich mancher brittische Parlamentsredner nicht schämen dürfte; und Alles hüllet sich endlich in den Mantel der Deutschen Bescheidenheit und Demuth. Sein patriotisches Archiv enthält treffliche Sachen; so wie durchaus keiner seiner Aufsätze von Geist und Herz leer ist. Die meisten derselben, weil sie Deutsche Dinge betreffen, lesen sich, als ob sie heute geschrieben wären.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden periodische Schriften, mancherlei Inhalts; im jetzigen mehrten sich diese nicht nur im Ganzen, sie vervielfachten sich auch in einzelnen Provinzen bis zu wöchentlichen Blättern und Beiträgen, die in Deutschland ein sehr guter Saame geworden sind. Mösers patriotische Phantasieen sind aus Beiträgen zum Osnabrückischen Wochenblatt entstanden; und was andre Zeitschrif-

ten hier, dort, und da, in den germanischen Wäldern für Nutzen gestiftet haben, ist weniger landkundig, als wahr und rühmlich. Laß es hie und da auch Mißbräuche dieses Vehikuls gegeben haben und geben; Mißbrauch hebt die gute Sache nicht auf. Viele unsrer Deutschen Journale sind ein Fundbuch trefflicher Materialien; ja in Deutschland fast das einzige Mittel, wodurch Provinzen und Stände einander kennen lernen. Mancher böse Pflichtträger, der sich gleich Jenem im Evangelium weder vor Gott noch Menschen fürchtet, scheuet sich wenigstens vor der Schande eines Journals —

Ungleich höher und weit voran alle diesem stünde die Geschichte, wenn sie jeder Provinz unsres Landes mit Geschmack, Verstand und Patriotismus bereits einheimisch geworden wäre. Wollten wir uns von einigen derselben nach und nach nicht ausführlicher unterhalten? Wenn irgend eine Wissenschaft, so ist ja die Geschichte ein Studium der Humanität, ein Werkzeug des ächtesten Vaterlandsgeistes.

Inhalt
des zweiten Theils.

		Seite.
Br. 27.	Ueber das Wort und den Begriff der Humanität. . . .	5
— 28.	Fortsetzung.	8
— 29.	Fortsetzung. Einige Aussprüche des humansten Kaisers.	15
— 30.	Lucrez von einem Genius der Menschheit. Humanität der Römischen Dichtkunst und Geschichte.	23
— 31.	Humanität der Griechen. . .	31
— 32.	Resultate. Fragment eines Gespräches von Shaftesburi. .	33
— 33.	Ueber Shaftesburi. Ein Lehrgedicht vom Rechte der Vernunft.	43
— 34.	Ueber die Humanität Homers in der Iliade.	51
— 35.	Vom Unmuth. Von Compositionen. Musik nach Römischen Dichtern.	68
— 36.	Fortsetzung des Fragments über die Humanität Homers in der Iliade. Diderot über die Einfalt in Homer.	76
— 37.	Von Leßings Emilia Galotti. Diderot über die Moralität der Schaubühne.	90
— 38.	Swift über die Humanität. Sprüche aus Philemon. . .	102
— 39.	Menschentugend, von Gleim. .	111

Seite.

Nr. 40. Realis de Vienna vom Werth der Nationen und vom verkannten Werthe der Deutschen. . . . 114
— 41. Grundsätze seiner Prüfung des Europäischen Verstandes und seiner Velledenblätter. 121
— 42. Eine Meinung über die vorige Meinung. 131
— 43. Flora. 135
— 44. Fortsetzung. 148
— 45. Ueber Natur- und Pflanzengedichte. Grabschrift eines Lebenden. 159
— 46. Ueber Wahn und Wahnsinn der Menschen und Völker, eine Vorlesung. 164
— 47. Andenken an den Präsidenten de Thou. Dessen Ode an die Wahrheit. 178
— 48. Die dreyerlei Fäden. Eine Fabel. 184
— 49. Leben des Herzogs Bourgogne, Vater Ludwigs 15. Andenken an Fenelon. Die Vergänglichkeit, eine Ode. 188
— 50. Philomele in T. 196
— 51. Philosophie des Lebens. Nachschrift des Herausgebers, ein Denkmal. 202
— 52. Thomas Gordon über den Tacitus. 213
— 53. Forstners Anmerkungen zu Tacitus. Von Mosers und andrer Schriften. Deutsche Geschichte. 219

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

J. G. Herders vermischte Schriften

Bd.: 25

Wien 1804

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.361-a(11#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11720564-6